1,20 DM / Band 18

BASTEI

Neuer Roman

# PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen






# Die Hexenschwestern

**Professor Zamorra Nr. 18**

***von Dieter Saupe***

***erschienen am 25.02.1975***

# Die Hexenschwestern

**Blut und Schrecken, Greuel und wieder Blut.**

**So sah das Bild des Entsetzens aus, das Professor Zamorra vor sich sah. Obwohl er Tausende von Kilometern vom Ort des Geschehens entfernt war. Vor ihm auf dem Kaminsims schien das geheimnisvolle Amulett anzufangen zu glühen. Magisch angezogen von dem seltsamen Glanz des ererbten Schmuckstücks, ging der Professor auf den Kamin zu. Er griff nach dem Amulett und wurde ein anderer Mensch. Seine Augen schlossen sich, seine Finger umkrampften das Amulett. Er war wie in Trance.**

»Was ist, Professor?« fragte Nicole Duval, seine Sekretärin. Noch nie hatte sie ihn so gesehen. Und sie wußte, daß irgendwo in der Welt ein wütender Dämon den Professor herausforderte. Wieder einmal.

Und heute war sie überzeugt davon, daß der Professor die übersinnlichen Kräfte besaß, ein aufkommendes Geheimnis kraft seines geheimnisvollen Amuletts zu lösen. Ihre Skepsis war längst gewichen.

Im Anfang ihrer Tätigkeit hatte das bildhübsche Mädchen nur mit Skepsis die Berichte Zamorras verfolgt. Aber inzwischen hatte sie sich überzeugen können, daß es mehr als logische Erklärungen in der Welt gab. Kräfte, die mit normalen menschlichen Verstandesmitteln nicht allein zu erklären waren.

»Blut«, sagte der Professor leise, mit einer fast ersterbenden Stimme. Aber gerade in diesem Hauch von Stimme lag die Drohung jenes unbekannten Dämons, dessen Spur Zamorra vor seinem geistigen Auge sah.

»Blut«, wiederholte Zamorra. »Ich sehe ein Grab. Ein offenes Grab. Und zwei gierige Frauenhände, die einen Leichnam packen. Jetzt ziehen sie den Toten aus dem feuchten, lehmigen Erdschacht heraus – und der Tote bewegt sich! Er lebt, Nicole! Oder glauben Sie mir heute auch wieder nicht?«

»Doch, Professor! Sie wissen, daß ich längst von Ihren übernatürlichen Kräften überzeugt bin. Wo befindet sich das Grab?«

»Ich kann es noch nicht lokalisieren, Nicole. Aber es muß weit weg sein. Sehr weit weg. Ich sehe, wie der Mann zu einem Schrei ansetzt. Aber ich kann seine Stimme nicht hören. Ich sehe nur diese gräßlichen Bilder.«

»Wer ist die Frau, Professor?«

»Auch das weiß ich noch nicht«, gab Zamorra zur Antwort. »Aber jetzt kann ich ihr Gesicht erkennen. Und ich sehe, wie sie ihre Zähne in den Hals des Mannes schlägt. Tiefer und tiefer graben sich diese gierigen Zähne in das Fleisch eines Toten, der so lebendig ist, wie Sie und ich es sind, Nicole.«

Das Mädchen starrte den Professor an und schwieg. Sie wußte, daß sie ihn nicht stören durfte. Kein unbedachtes, störendes Wort sagen durfte. Sie stand vor ihm und wartete. Außer ihr war kein Mensch bei dem Professor. Sie waren erst vor wenigen Tagen auf dem alten Familiensitz des Professors eingetroffen, im Château Montagne. Und schon wußte Nicole Duval, daß es keine Zeit zum Ausruhen geben würde. Kaum war ein Fall gelöst, ließen sich die Unheimlichen der Erde wieder vernehmen. Forderten den Professor zu neuen Taten, zu neuer Konzentration.

Zamorras Lippen bewegten sich wie von selbst. Da hörte Nicole das ganze Entsetzen, das sich dem Auge des Professors bot. Eine Frau, ein

blutgieriger Dämon, hatte ein Grab geöffnet, einen lebenden Leichnam herausgeholt. Sie schlug ihre Zähne in sein Fleisch und trank sein Blut. Das Gesicht des Mannes war vor Furcht und Ekel zu einer Maske verzerrt. Von seinem Hals liefen gräßliche Spuren dicken Blutes über seine Kleidung. Und Wasser sah der Professor – Ströme von Wasser. Der Friedhof schien unter den brechenden Regenschauern wegzuschwimmen. Und immer wieder zwischendurch die unmenschliche Fratze der bluttrinkenden Frau und die weit aufgerissenen Augen des gepeinigten Mannes.

Da plötzlich zuckte Zamorras Hand, die das Amulett umklammert hielt. Eine unergründliche und geheimnisvolle Macht ließ den Professor vom Kamin wegtreten, auf die gegenüberliegende Wand des riesigen Raumes zugehen, der wohl einmal als Rittersaal gedient haben mußte. Die Hand mit dem Amulett schwang noch, zeigte nach vorn.

Nicole Duval wußte, daß dies nur eines bedeuten konnte. Das Amulett, dieses unscheinbar kleine und edle Schmuckstück, übertrug seine Zauberkraft ins Bewußtsein des Professors!

Das Amulett zeigte Zamorra den Ort des Geschehens an! Oder zumindest die Richtung, die er einzuschlagen hatte, wenn er diesem entsetzlichen weiblichen Dämon auf den Leib rücken wollte.

»Fahren wir?« fragte das hübsche junge Mädchen und lief auf ihren herrlich gebauten Beinen zur Tür, um schnell die Koffer zu packen. Normalerweise hätte es sich selbst ein Professor Zamorra nicht nehmen lassen, seine Blicke diesen langen, schlanken Beinen folgen zu lassen. Aber jetzt hatte er keinen Blick dafür. Zu sehr zog ihn die magische Kraft des Amuletts, drängte ihn zu einer neuen Lösung.

»Wir fliegen, Nicole«, sagte er endlich.

»Soll ich zwei Plätze buchen, Professor?«

»Ja, bitte schnell. Wir nehmen den Zug nach Paris. Versuchen Sie vorher telefonisch beim Flughafen zu buchen.«

»Und wohin, Professor?«

»Türkei«, sagte Zamorra leise, wie abwesend. »Zweimal Ankara«, setzte er ebenso leise hinzu.

Zehn Minuten später waren Zamorra und seine Sekretärin unterwegs.

***

Es war ein Oktobertag, häßlich, düster, unheimlich wie die Pforten der Hölle. Über dem Fluß Halys hatten sich schon am Vormittag schwarzgraue Wolkenberge aufgetürmt. Jetzt, gegen Abend, brach das Unwetter los wie ein Inferno. Ein Inferno von Donner, Blitzen und wolkenbruchartigen Regengüssen entlud sich über der alten Hethiterstadt Chattusa und der neuen Siedlung gleichen Namens.

Vor sechs Jahren erst hatten die Türken diese neue Stadt erbaut. Sie

lag nur zwei Kilometer von der alten, historischen Niederlassung entfernt.

Jetzt aber war die Stadt nur durch dichte Schleier von Wolken und herabstürzenden Wassern zu sehen. Die Zedern am Fluß bogen sich unter dem anpeitschenden Sturm. Nur eine Stunde brauchte das schäumende Wasser, um die morschen Felsen auszuhöhlen. Sturzbäche ergossen sich in die Felsenrisse, gruben sich tiefer und tiefer, fraßen sich in den Stein wie in morsches Holz. Dann stürzten die Wände der Felsen krachend herab, begruben Bäume und Hütten unter sich, klatschten mit ohrenbetäubendem Krach in die Fluten des Halys, der jetzt schon weit über seine Ufer trat.

Es war ein Unwetter, wie es die Bevölkerung in dieser harten und öden Gegend noch nie erlebt hatte. Dunkel drohten die Wolkenbänke, schwarz und hoch wie das massige Gebirge am Horizont.

Die Fluten des Halys rissen alles mit, was sich ihnen entgegenstellte. Zäune brachen unter ihrer Wucht, Bäume wurden entwurzelt und trieben durch die überfluteten Straßen der Stadt. Ställe von Hühnern und Gänsen wurden wie Bettfedern aus den Gärten geweht und trieben auf den gischtenden Kämmen des reißenden Stroms. Der Halys trieb die letzten vereinzelten Menschen von den Straßen. Er wurde breiter und breiter und war bald wie das große Meer hinter dem Gebirge. Das dunkle, tiefe, unergründliche Meer.

Das Meer, in das sich der tobende Halys stürzte. Wie Lava über die gepeinigte Erde.

Der geheimnisvolle und dunkel schäumende Fluß Halys. Der Vernichter und Menschentöter. Der wütende Strom, der sogar das Meer aufwühlte, wo er sich aus der Felsenbucht hinunterstürzte. In das Meer, das die Leute das Schwarze nannten. Das brüllende, tobende Schwarze Meer, das sich aufbäumte unter den harten Fäusten eines erbarmungslosen Sturmes.

***

Von Üyük her, einem kleinen Dorf nördlich von Chattusa, war der Polizeileutnant Achmud Haddur in Richtung Stadt unterwegs.

Mühsam erkämpfte er sich seinen Weg mit dem Fahrrad. Die alte, klapperige Mühle ächzte bei jedem Tritt in die Pedale. Der Sturm drohte dem Leutnant die Lenkstange aus den Händen zu reißen.

Nur mit aller Kraft konnte der Mann die Gewalt über das altersschwache Fahrzeug behalten. Fast versagten schon seine Beine. Aber tapfer, mit geneigtem Kopf im Sattel kauernd, mit zusammengebissenen Zähnen, mühsam nach Luft ringend, strampelte er sich Meter um Meter voran.

Der Leutnant hatte sich in den Kopf gesetzt, noch vor Einbruch der Dämmerung das Grab seines Sohnes zu erreichen. Davon sollten ihn

weder Sturm noch Unwetter abhalten. Der Sohn, der wie er auf den Namen Achmud hörte, war vor vierzehn Tagen bei einem Unfall ums Leben gekommen. Er war auf den regennassen Schiefersteinen des neuen Rathauses ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt. Jede ärztliche Hilfe war zu spät gekommen.

Der Polizeileutnant Achmud Haddur konnte sich vorstellen, in welchem Zustand er das Grab seines Sohnes vorfinden würde. Der Wind hatte bestimmt alle Kränze und Pflanzen zerfetzt und verweht. Und die kleine Lampe, das Windlicht neben dem Grabstein, war mit Sicherheit längst ausgeblasen.

Jetzt erreichte Achmud den Stadtrand von Chattusa. Entsetzt sah er auf die Wassermassen, die sich aus der Enge der ersten Straßen stürzten und die Wiesen vor der Stadt überfluteten. Schnell wandte er sich nach rechts. Er riß den Lenker herum und versuchte die Stadt zu umgehen. Es würde ein weiter Weg für ihn werden. Aber er mußte einsehen, daß er sich den wütenden Elementen nicht entgegenstellen konnte.

Dachschindeln und Mauerbrocken fielen zu beiden Seiten von Haddur in die Straßenschächte, die zu kleinen Flüssen geworden waren. Der Leutnant nahm alle Kraft zusammen und entging mit Mühe dem Steinschlag eines alten Hauses, das von den Fluten untergraben wurde und mit Getöse zusammenbrach. Weithin war das Bersten der altersschwachen Mauern zu hören.

Keine Menschenseele war in der heimgesuchten Stadt zu sehen.

Achmud Haddur lenkte sein Fahrrad auf den alten Feldweg, der rund um die Stadt führte. So brauchte er fast eine Stunde länger, um den Friedhof am anderen Ende Chattusas zu erreichen.

Obwohl die Familie jedesmal mehr als zehn Kilometer zurücklegen mußte, um die Gräber ihrer Toten zu erreichen, brachte sie diese Wegstrecke gern hinter sich. Schließlich waren alle Haddurs auf dem Familienfriedhof von Neu-Chattusa untergebracht. Das war Tradition. Die Haddurs hatten in früheren Zeiten sogar einmal einen Sultan zu ihren Mitgliedern gezählt. Einen Sultan, dem man ungezählte Grausamkeiten nachsagte, aber immerhin einen Herrscher, der mit Pomp und Herrlichkeit regiert hatte. Die Haddurs waren stolz auf ihren Namen. Auch wenn die Zeiten des Glanzes vorbei waren. Man trug den Namen noch mit dem gleichen Stolz, als zählte man zu den fürstlichen Herren seines Landes.

Endlich hatte Achmud Haddur den Friedhof erreicht. Er stieg vom Rad, lehnte es an die Mauer und trat durchs Tor. Schon sah er die Verwüstung, die das Unwetter angerichtet hatte. Bäume und Sträucher waren geknickt, die Wege mit Blumen übersät, die Grabhügel teilweise weggeschwemmt.

In der Mitte des Friedhofes lag die private Abteilung der Familie

Haddur. Ein prächtiges, von Säulen umgebenes Rasenstück von rund sechzig mal achtzig Metern. Kostbare Grabsteine verrieten den ehemaligen Reichtum der Familie. Zedern und Buchsbaumhecken bewahrten die Gräber vor den neugierigen und lästigen Blicken von Fremden.

Auch dem Leutnant nahm diese Baumgruppe zunächst die Sicht.

So sollte er das Grausame, das sich abgespielt hatte, erst erkennen, als er direkt auf das Grab seines Sohnes zutrat.

Nur die kleine schmiedeeiserne Pforte trennte ihn noch von dem Familienfriedhof. Er öffnete sie und betrat den klatschnassen Rasen vor den Gräbern.

Über ihm fauchte mit unverminderter Stärke der Sturm. Zweige brachen von den Bäumen und sanken zu Boden. Aus tausend unsichtbaren Kanälen ergossen sich kleine Sturzbäche.

Die dichten Bäume verstärkten das Dunkel, das am Himmel aufgezogen war. Wie durch einen Schleier sah Achmud auf die Gräber vor sich. Aber was war das dort hinten? Dort, wo das Grab seines Sohnes war? Was sollte dieser lehmigbraune Hügel dort?

Achmud Haddur trat näher. Eine ungeheure Ahnung stieg in ihm auf.

Noch zwanzig Schritte bis zu jenem schmutzigbraunen Hügel aus Erde und Lehm.

Noch zehn Schritte.

Dann stand er vor dem Grab seines Sohnes.

Aber das Grab war kein Grab mehr!

Ein riesiges Loch gähnte dem Polizeileutnant entgegen!

***

Entsetzt schrie Haddur auf. Sein Schrei brach sich in dem Viereck aus steinernen Säulen und nassem Laub. Dann zerfetzte der Sturm den Wahnsinnsschrei Achmud Haddurs.

Wie von Sinnen starrte der vom Regen völlig durchnäßte Mann in die leere Tiefe vor sich. Das Grab war geöffnet und ausgeraubt worden! Keine Spur von dem Sarg, keine Spur von dem Leichnam seines Sohnes!

Da kroch die Angst in Achmud Haddur hoch. Sie drohte ihn zu lähmen. Er brachte keinen zweiten Schrei mehr heraus. Er stand wie angewurzelt und starrte auf das leere Grab. Dann wich er zurück.

Schmatzend gab der Rasen unter seinen Schritten nach, sog die Schuhe an, als wolle er den Mann verschlingen.

Achmuds Mund öffnete sich zu einem weiteren Schrei. Doch auch diesmal blieb er stumm. Er prüfte, ob alles um ihn Wahrheit war. Er hörte das Fauchen des Sturms, hörte das Tropfen und Rauschen von Wasser. Sein Gehör arbeitete richtig. Und auf seine Augen konnte er sich ebenfalls verlassen. Das offene Grab vor ihm war kein Spuk, keine

Halluzination, nichts Gespenstisches und Übersinnliches.
Es war die nackte und entsetzliche Wahrheit!
Achmud Haddur, der Vater, sah es mit grenzenlosem Entsetzen.
Achmud Haddur, der Sohn, war aus seinem Grab entführt worden!
Furcht peinigte den Leutnant. Er stand da wie jemand, der im nächsten Augenblick in Wahnsinn ausbrechen würde. Er begann zu zittern und spürte die Kälte und die Feuchtigkeit, die durch seine Kleider drangen und sich auf seiner Haut ausbreiteten.
Angst, Entsetzen und ein halber Tod. Nur Haddurs Gedanken jagten und erinnerten ihn daran, daß er noch lebte. In seinem Inneren waren keine Gefühle mehr. Er spürte nur, wie ihn etwas bedrohte.
Er konnte nicht sagen, woher diese Drohung kommen könnte. Er wußte nichts mehr.
Er faßte sich an den Kopf und befühlte ihn. Er hämmerte sich wie wild an die Schläfen. Dumpf und wie unwirklich spürte er den Schmerz von den eigenen Schlägen. Er riß den Mund auf und wollte schreien. Aber noch immer versagte ihm die Stimme.
In dieser Sekunde hörte er den anderen Schrei.

***

Der Leutnant wandte sich um. Der grelle Schrei war vom anderen Ende des Familienfriedhofs gekommen. Und schon gellte ein zweiter Schrei durch die Luft. Der Leutnant erkannte die Stimme sofort.
Trotz der Verzerrung, die in ihr war.
Es war die Stimme seines Sohnes!
Aber dann mußte der junge Achmud ja noch leben!
Zehn Sekunden später wußte der Polizeileutnant Bescheid. Entsetzlichen Bescheid. Er startete blitzschnell, als der zweite Schrei verklungen war.
Er lief über den Rasen. Er achtete nicht darauf, daß er über Gräber lief und über Grabsteine stolperte, die der wolkenbruchartige Regen aus dem Erdreich gerissen und umgelegt hatte. Er lief und lief. Er hetzte den schmalen Weg entlang.
Und dann stockte ihm der Atem.
Etwa zehn Meter vor sich sah er seinen Sohn auf einer Bank sitzen.
Es war eine gespenstische Erscheinung, vollkommen durchnäßt, mit weit geöffneten Augen wie die eines Wahnsinnigen.
Der bleiche Totenmantel klebte dem jungen Haddur am Leib wie eine zweite Haut. Aber dies war nicht das Schrecklichste an dem Anblick.
Die Erscheinung, die dem Leutnant fast das Blut in den Adern gerinnen ließ, stand neben dem toten oder auch lebendigen Sohn. Es war eine Frau in Hexengestalt. Ihr Haar leuchtete rötlich in der Dämmerung. Die Hexe trug ein langes wallendes Gewand aus weißer Seide. Ihre Augen blitzten vor Lust und Mordgier, ihre Zähne bleckten

wie die Hauer eines Urtiers. Sie war gräßlich anzusehen.
Von ihren Händen, die lange Nägel hatten, scharf wie die Krallen einer Raubkatze, tropfte in dicken Tropfen das Blut.
Das Blut des jungen Haddur!
»Steh, wo du stehst, Haddur!« schrie die Hexe auf. »Mich dürstet nach dem Blut deines Sohnes! Ich werde es trinken, bis kein Tropfen mehr in ihm ist. Sieh her, wie ich mich labe an ihm, du räudiger Sohn eines räudigen Sultans!«
Dem Leutnant verschlug es die Sprache. Wieder fragte er sich, ob nicht ein Spukbild ihn heimsuchte. Aber das war nicht der Fall. Sein Sohn und die blutgierige Hexe da vor ihm waren so echt, so wahr und lebendig wie er selbst.
Wie der Donner, der unheimlich über der Stadt grollte, echt wie die Feuer der zuckenden Blitze, die den schwarzen Abendhimmel für Sekunden in gleißendes Rot tauchten.
Achmud Haddur verlor keine Sekunde. Er stürzte auf das blutgierige Weib zu. Versuchte sie zu packen. Er wollte die Seele seines Sohnes retten. Um jeden Preis.
Eine unsichtbare Mauer hielt ihn von der Hexe fern. Ihm war, als breche ein Sturmwind über ihn herein, als werde er von einer Riesenfaust zurückgeschleudert. Als er versuchte, die Hexe am Handgelenk zu packen und von dem jungen Achmud fortzuzerren, erhielt er einen mächtigen Schlag vor die Brust. Stöhnend sank er zu Boden und blieb liegen. Er wußte später nicht mehr, wie lange er auf dem naßkalten Boden zugebracht hatte…
Er sah die starre Gestalt des Sohnes vor sich auf der Bank. Sah, wie die Hände der Hexe über dessen Schultern gingen. Dann fuhren sie am Hals entlang. Und plötzlich rissen sie den leinenen Totenmantel mit einem Ruck auseinander. Sie rissen, zogen und zerrten, bis das Totengewand in zwei Teilen von dem schlaffen Körper herabhing.
Dann stürzte sich das Weib auf die Leiche des jungen Mannes oder auf den lebenden jungen Mann? Der Sohn des Leutnants hatte geschrien. Also konnte er nicht tot sein.
Nein, der junge Achmud lebte! Sein Vater sah es mit Grausen. Er beobachtete, wie die Hände der Hexe über die Schultern fuhren. Der zum Leben erweckte Leichnam saß immer noch steif und starr auf der Bank. Er war wie hypnotisiert. Keine Bewegung war zu erkennen, kein Laut entrang sich seiner Brust.
Da setzte die Hexe ihre blutigen Krallen an den Schultern an. Der Leutnant versuchte aufzustehen. Es gelang ihm nicht. Die übermenschlichen Kräfte, die überirdische Macht des Hexenweibs waren zu stark.
Jeder Versuch einer Bewegung wurde im Keim erstickt. Noch bevor der Leutnant in die Hocke kommen konnte, legten sich zwei

unsichtbare Hände auf seinen Brustkorb und warfen ihn auf den Rasen zurück.

Jetzt sah er, wie die spitzen, scharfen Krallen der Hexe in die rechte Schulter ihres Opfers eindrangen. Im Nu färbten sich der weiße Totenmantel, die Brust des Opfers und die Sitzfläche der Bank dunkelrot.

Und dann sah Achmud Haddur das Unglaubliche. Die Hexe beugte sich zu ihrem Opfer hinab. Ihre Zähne gruben sich in das Fleisch der rechten Schulter.

Von alledem schien der junge Mann nichts zu spüren. Sein Vater sah wohl das ängstliche Flackern in den Augen, sah die krampfartigen Zuckungen seiner Hände, doch der junge Haddur schien unter der rohen Behandlung der blutdürstigen Bestie keinen Schmerz zu spüren.

Als der Vater sich erheben wollte, wurde er nicht mehr zurückgeworfen. Er ging einen Schritt auf die Hexe zu, wollte sie endgültig von ihrem Opfer ablenken, aber er kam nicht dazu.

»Du kannst sie nicht besiegen, Vater«, sagte eine schwache Stimme. Der Leutnant sah, wie sein Sohn auf der Bank zusammenzuckte und liegenblieb.

»Gott im Himmel!« stöhnte der Leutnant. »Haddur, bleibe am Leben, ich flehe dich an!«

»Er lebt!« schrie die Hexe ihm entgegen. »Er lebt und wird nicht sterben, solange ich es nicht will. Er wird essen. Ich werde ihn unter meine Obhut nehmen, ihn aufziehen und süßes Blut in seinen Adern finden. Sein Blut wird meine Speise sein und mein Trank. Sein Leben ist mir geweiht, Achmud Haddur!«

»Nein!« schrie der Leutnant entsetzt auf.

»Doch!« kam die Donnerstimme des Hexenweibs zurück. »Sein Leben für mich, wie dein Leben meiner Schwester Clea geweiht ist. Keiner vom Geschlecht der Haddur wird uns entkommen.«

»Aber warum nur? Aus welchem Grund?« fragte der Leutnant mit schlotternden Knien.

»Wir sind gekommen nach dreihundert Jahren, wie wir es gelobt haben. Wir werden uns rächen für die Schandtaten eurer Väter. Für die Schandtaten des Sultans Kamal Haddur, die er an unseren jungen Leibern begangen hat.«

»Nein!« rief Achmud in Todesangst und rang verzweifelt die Hände. »Nimm dir mein Geld, nimm dir mein Haus, aber gib mir meinen Sohn zurück.«

Ein Hohngelächter der Hexe war die ganze Antwort.

Achmud Haddur konnte nicht verhindern, daß die Hände des Scheusals erneut nach seinem Sohn griffen. Leicht wie eine Feder hob sie ihn auf die Schulter. Dann ging sie davon. Ihre Füße berührten kaum den Boden. Sie schwebte mehr als sie ging.

Da kam noch einmal der Schrei des jungen Achmud. Er rief nach seinem Vater. Rief um Leben und Hilfe und Freiheit.

Der Polizeileutnant sah, wie das Weib mit seinem Opfer hinter einer Gruppe von triefend nassen Zedernbäumen verschwand. Er eilte ihr nach und sah nur noch den wallenden weißen Mantel schemenhaft ins Dunkel des frühen Abends tauchen.

»Achmud!« stieß der Leutnant hervor. Zweimal, dreimal. Er bekam keine Antwort mehr. Als er die Erscheinung weiterverfolgen wollte, spürte er einen mächtigen Schlag im Rücken.

Mit dem Gesicht zur Erde stürzte er hin. Für mehr als eine Stunde blieb er bewußtlos liegen.

Die Hexe überquerte den Weg vor dem Friedhof und verschwand im Nichts. Niemand sah sie kommen und gehen. Noch wagte sich keiner aus seinen schützenden vier Wänden. Stundenlang hielt das Unwetter noch an. Der prasselnde Regen verwischte die Spuren der Hexe.

Zur selben Minute saßen Professor Zamorra und Nicole Duval im D-Zug nach Paris. Zamorra erklärte seiner Sekretärin gerade, was eine blutgierige Lamia ist.

***

Als der Leutnant im Büro der Polizeipräfektur erschien, sprangen seine Kollegen und Untergebenen von den Sitzen auf. Achmud Haddur war weiß wie die Wand. Tödliches Entsetzen stand in seinem Gesicht geschrieben.

Kraftlos ließ er sich auf einen Stuhl nieder.

»Was ist geschehen?« fragte einer der Beamten. »Ein Mord etwa?«

Der Leutnant schüttelte den Kopf.

»Schlimmer«, sagte er. »Schlimmer als ein Mord. Ich habe das Grab meines Sohnes besuchen wollen…«

Die Erinnerung an das grauenhafte Geschehen ließ ihn verstummen. Zu sehr hatte das schreckliche Ereignis ihn mitgenommen. Seine Nerven waren bis aufs äußerste mitgenommen. Er sah noch die gähnende Leere des Grabes vor sich.

Er sah die Leiche des jungen Achmud. Eine Leiche, die lebte!

Die Sinne des Leutnants drohten zu versagen. Würden die Kollegen ihm glauben? Würden sie ihm seine Geschichte abnehmen?

Oder würden sie, was nahelag, ihn für verrückt halten?

Ein erwachsener Mann, der von blutgierigen Hexen erzählte? Was sollten sie davon halten?

Aber es mußte sein. In seiner Eigenschaft als Polizist war er ja sogar verpflichtet, einen Bericht zu schreiben. Also konnte er die Geschichte auch den Kollegen mitteilen.

Mit fliegendem Atem begann er seine Erzählung.

»Das Grab war leer. Und die Leiche meines Sohnes ist plötzlich

lebendig geworden! Ich habe es gesehen, mit meinen eigenen Augen! Und eine fürchterliche weibliche Gestalt riß ihm das Totengewand vom Körper und stürzte sich auf ihn. Mit blutunterlaufenen Augen machte sich die Hexe über ihn her.«

Halb entsetzt und halb ungläubig starrten die anderen ihren Vorgesetzten an.

»Sie haben das nicht geträumt, Leutnant?« meldete einer der Jüngsten seine Zweifel an.

»Nein!« schrie es aus der gepeinigten Kreatur heraus. »Ich habe nicht geschlafen, also kann ich nicht geträumt haben! Ich komme soeben vom Friedhof. Und es hat sich alles so abgespielt, wie ich es euch erzählt habe.«

Der Jüngere dachte nach und schlug dann mit der Faust auf den Tisch.

»Beim furchtbaren Halys!« schimpfte er in einem schwer verständlichen türkischen Landdialekt. »Wenn das nicht mit der Geschichte dieser Lamias zusammenhängt, Leutnant!«

»Sie meinen diese alte Geschichte mit dem Griechen?« fragte der Beamte.

»Ja, Leutnant. Ich kann mich gut entsinnen, wie meine Großeltern immer davon erzählten. Sie sind doch ein Haddur, Leutnant. Und vor dreihundert Jahren haben die vier Töchter jenes Griechen allen Haddurs Rache geschworen.«

»Ich habe diese alte Geschichte vergessen«, sagte der Leutnant.

»Gut, es soll da etwas vorgekommen sein. Einer meiner Vorfahren hat ein paar Mädchen geschändet – aber was geht mich das an? Warum sollen mein Sohn oder ich dafür büßen?«

»Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, Leutnant. So, wie sie sich zugetragen hat.«

Aber der junge Beamte kam nicht dazu.

Er setzte gerade an, als die Tür aufgerissen wurde.

***

Leutnant Haddur wußte sofort, was geschehen war. Er hörte nicht die wahnsinnigen Schreie der beiden Frauen. Er sah nur ihre Augen, die ihnen aus den Höhlen zu treten schienen.

Vor ihm standen Dahla und Heria, die Frauen seiner beiden Brüder, die vor einem Jahr bei einem Feuergefecht an der Grenze von Schmugglern erschossen worden waren. Die beiden Männer lagen auf demselben Friedhof begraben, auf dem auch der junge Achmud Haddur lag. Keine hundert Meter vom Grab seines Sohnes entfernt.

»Die Gräber!« wimmerten die beiden Frauen. »Die Gräber unserer Männer sind leer! Wir haben vier Frauen gesehen, häßliche Hexen, mit Blut beschmiert und gierig nach Blut von Leichen! Wir sind fast

ohnmächtig geworden. Wir sahen die offenen Gräber!«

»Wann?« fragte Achmud Haddur.

»Weiß ich nicht genau«, gab Dahla, die jüngere der Frauen, zur Antwort. »Halbe Stunde vielleicht, vierzig Minuten. Wir waren wie gelähmt. Sahen die Männer da vor uns. Sie haben gelebt! Sie haben sich bewegt! Und die Hexen haben ihr Blut getrunken. Dann haben sie die Männer mit etwas eingerieben. Wir wissen nicht, was es war. Ein Saft, der nach Kräutern roch.«

»Und dann?« fragte der Leutnant wieder.

»Dann? Die Hexen verschwanden. Plötzlich waren sie weg, und unsere Männer auch. Wie vom Erdboden verschluckt. Beim großen Fluß aller Geister, ihr müßt los, Achmud. Nimm deine Leute und suche diese schrecklichen Hexen! Du mußt sie finden, damit die Körper unserer Männer in Frieden ruhen können!«

»Nicht in der Nacht, Dahla«, sagte Achmud Haddur. »In dieser Hölle von Finsternis finden wir keine Spuren. Wir werden bis zur Morgendämmerung warten müssen. Und vielleicht erzählt uns jetzt mein Kollege die Vorgeschichte dieser grausigen Tat. So, wie sie in der Gegend überliefert worden ist.«

***

Das war vor genau dreihundert Jahren. Im Sultanat von Neu-Chattusa herrschte der grausame und ungerechte Sultan Kamal Haddur.

Er führte ein so strenges Regiment, daß niemand sich nur in die Nähe seines Palastes wagte. Besonders war kein Weiberrock vor ihm sicher.

Manchmal geriet er in Anfälle von Leichtsinn und Verschwendungssucht. Dann warf er mit Gold und Edelsteinen um sich. Er beschenkte die weinenden Frauen, um sie über ihre verlorene Ehre zu trösten. Dabei ging sein Privatschatz allmählich zu Ende.

Der Sultan mußte nach einer Möglichkeit suchen, seine Schatztruhen wieder aufzufüllen. Das Land war so karg, daß er aus den armen Bauern nicht noch mehr Steuern herausquetschen konnte. Und die Kaufleute mieden seit langem die Stadt, seit sie wußten, wie sehr Kamal Haddur auf ihr Geld aus war.

Da kam dem Sultan die Geschichte des Kaufmanns Enneus Likargos zu Ohren.

Es handelte sich um einen griechischen Händler aus der Nähe von Athen, der von seiner Heimat aus große Kaufmannszüge bis in den Orient vornahm. Dabei hatte er im Laufe der Jahre einen solchen Reichtum erworben, daß er sich schließlich ein palastartiges Haus in Chattusa kaufen konnte, wo er sich zur Ruhe setzte. Er stellte eine Reihe von Unterhändlern ein, die für ihn die Geschäfte in Kleinasien, Syrien, Indien und Griechenland ausführten.

Der Handel mit Seide, Purpurstoffen und Gewürzen machte ihn immer reicher. Kamal Haddur, der Sultan, wurde vom Neid zerfressen, wenn er den reichen Griechen in Begleitung seiner vier schönen Töchter durch die Stadt gehen sah. Oft konnte man sogar erleben, daß zwei der Diener des Kaufmanns Likargos ihren Herrn in einer prächtigen Sänfte durch die Straßen der Stadt trugen.

Eines Tages hielt es der Sultan nicht mehr aus. Seine eigenen Geschäfte gingen schlecht. Herrscher aus den benachbarten Sultanaten brachen den Verkehr mit ihm ab, weil seine Habgier und seine Härte sie abstießen.

Aber der Sultan sann auf ein Mittel, die reichsten Männer seines Herrschaftsgebietes so auszunehmen, daß ihnen nur das Nötigste zum Leben blieb.

Er gab den Befehl, den Kaufmann Enneus Likargos in seinen Palast zu holen.

Der Grieche kam, von zwei Dienern begleitet und so unterwürfig, wie ein Sultan das erwarten konnte.

»Hör zu, Likargos«, sagte der Sultan. »Ich höre, daß einer meiner Untertanen reicher ist als der Sultan selbst. Ich werde dich mit zusätzlichen Steuern belegen.«

»Das ist dein Recht, Herr«, gab der Kaufmann zur Antwort. »Aber bedenke nur, daß ich ein freier Mann bin und nicht dein Untertan.«

Der Sultan sprang empört auf und schrie den Fremden an.

»Willst du mich belehren, du kleine giftige Ratte aus Griechenland? Du hast dir ein Haus in dieser Stadt gekauft, also bist du mein Untertan, weil du hier lebst. Du führst deine Karawanen auf meinen Straßen und durch mein Land. Also hast du mir Steuern zu zahlen für jeden Gewinn, den deine Geschäfte für dich abwerfen.«

»Bestimme die Höhe der Steuern, Herr«, sagte Enneus Likargos.

»Ab heute zahlst du mir sechzig Prozent von jeder Münze, die in deiner Tasche klingelt«, forderte der Sultan.

»Herr!« schrie der Kaufmann entsetzt auf. »Das ist zuviel! Denke daran, daß ich leben muß. Und ich muß mit vier Töchtern leben, die ich aufziehen muß.«

»Das ist deine Sache, Grieche!« sagte Kamal Haddur verächtlich.

»Sechzig Prozent also, die bist du mir schuldig auf alles, du hast es gehört.«

Dem Kaufmann drohten die Sinne zu schwinden. Seine Diener mußten ihn stützen, als er die Halle des Sultanspalastes verließ.

***

Ein halbes Jahr später war er ein gebrochener Mann. Bald konnte er seine Unterhändler nicht mehr bezahlen, weil ihm nach Abzug der hohen Steuern zu wenig fürs eigene Leben blieb.

Da ließ ihn der Sultan wieder zu sich rufen und eröffnete ihm, daß seine Ausgaben sich erhöht hätten und er mehr Geld brauchte.

»Du wirst mir noch mehr zahlen, Grieche, oder du verläßt mein Land.«

»Herr, du ruinierst mich und das Leben meiner Töchter«, begann der Kaufmann zu wimmern.

»Flenne nicht wie eine Memme«, fuhr Kamal Haddur ihn an. »Ich setze fest, daß du ab heute fünfundsiebzig Prozent deines Gewinnes als Steuern an mich abtrittst.«

Mit gehässigem Blick sah der Sultan auf den Griechen und wartete ab, was der andere antworten würde.

Aber Enneus Likargos war keines Wortes fähig. Stumm sah er auf den grausamen Herrscher.

Da hatte der Sultan eine Idee.

»Hör zu, Grieche, ich habe einen Ausweg für dich.«

»Bitte?« sagte der Kaufmann hoffnungsvoll. »Verlange, was du willst, aber laß mir genügend Geld für mich und meine Töchter.«

»Darum geht es ja eben«, eröffnete ihm der Sultan. »Wenn eine deiner Töchter aus deinem Hause wäre, hättest du ein Maul weniger zu stopfen. Ich habe gehört, du hast sehr schöne Töchter?«

»Ja, Herr, das ist nicht übertrieben. Ich könnte nicht sagen, welche die Schönste ist von den vier Mädchen. Eine ist hübscher als die andere, und ich werde lange prüfen müssen, wem ich sie zur Frau gebe.«

»Du wirst eine davon mir geben, Grieche«, sagte der Sultan und ließ seine Blicke lüstern tanzen.

»Du willst eine meiner Töchter?« fragte Likargos. »Und welche soll ich dir geben?«

»Die schönste, Likargos, die schönste.«

»Aber da ich doch selbst nicht weiß, welche…«

»Ich werde sie mir ansehen«, unterbrach ihn der Sultan. »Und ich werde die zu meiner Frau machen, die in meinen Augen die Schönste ist. Dafür legen wir die Höhe deiner Steuern neu fest. Ich bekomme eine Tochter von dir, und du brauchst mir nur noch vierzig Prozent an Steuern zu zahlen. Bist du zufrieden, Grieche?«

»Ja, Herr, du bist der gütigste aller Sultane weit und breit«, sagte der Kaufmann dankbar und höchst erleichtert.

»Dann gehe jetzt und bestelle deinen Töchtern, daß ich sie heute abend zu sehen wünsche. Und vergiß nicht, sie in den feinsten Essenzen baden zu lassen, bevor mein Palast sie aufnimmt.«

»Ich werde es bestellen, wie du befiehlst, Herr«, sagte der Kaufmann und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

***

Nach Einbruch der Dunkelheit kamen die vier Töchter des Likargos in Begleitung eines Dieners im Palast an. Der Sultan empfing sie mit einem liebenswürdigen Lächeln, das trotzdem seine Begierde nicht verbergen konnte.

»Hier herein«, sagte er und ließ die Mädchen in ein prunkhaftes Gemach treten, das wie ein Raum aus Tausendundeiner Nacht aussah.

»Setzt euch, meine Schönen«, fuhr er fort und klatschte in die Hände. Da traten sechs weitere Mädchen ein. Sie waren alle in hauchdünne Gewänder gehüllt, die nichts von ihrem schönen Körperbau verbargen.

Unter dem Klang von Flöten begannen sie im Schein von Dutzenden von Kerzen einen Tanz, der die ganze Lüsternheit des Orients ausdrückte.

Der Sultan sah mit begierigem Lächeln das Entsetzen auf den Gesichtern der Töchter des griechischen Kaufmanns.

Dann befahl er dem Diener, Wein, Obst und Gebäck herbeizuschaffen. Er lud die vier Mädchen ein, ordentlich zuzulangen.

»Damit ihr kräftig seid«, sagte er. »Eßt und trinkt und seid lustig. Dann will ich mich mit euch unterhalten. Wer von euch wäre bereit, meine Frau zu werden?«

»Ihr müßt befehlen, Herr. Jede von uns ist bereit, eure Frau zu werden, wenn ihr nur die Steuerlast vom Rücken unseres Vaters nehmen wollt.«

»Gut«, meinte Kamal Haddur. »Wenn ihr alle bereit seid, dann möchte ich mit jeder von euch reden. Wer mir am besten gefällt, wird meine Frau werden. Aber zuerst sagt mir doch eure Namen.«

»Ich heiße Clea«, sagte das Mädchen, welches das älteste sein mußte. Sie war schon recht reif und fraulich, und der Sultan ließ seine Blicke ganz unverhohlen über die Rundungen ihres lang herabwallenden Seidenkleides gehen.

Dann faßte er die nächste beim Kinn und fragte nach ihrem Namen.

»Ich bin Hiara«, gab das Mädchen zur Antwort.

Sie war die Schönste von allen, stellte der Sultan bei sich fest. Die Aufregung in der neuen fürstlichen Umgebung ließ ihren Atem schwer gehen, und ihre Brüste hoben und senkten sich dabei, daß dem Sultan ganz heiß wurde. Das Mädchen Hiara hatte rotbraunes Haar, das im Schein der vielen Kerzen verführerisch leuchtete.

Die beiden anderen Mädchen hießen Ana und Irina. Irina war die Jüngste der vier und durfte noch keine neunzehn Jahre zählen.

Der Sultan trat auf die Flötenspieler zu und hauchte ihnen etwas ins Ohr. Es war der Befehl, so laut zu spielen, wie es nur möglich war. Der Raum mußte widerhallen vom Klingen der Flöten und dem Knallen des kleinen silbernen Beckens.

Der Sultan brauchte den Lärm zur Ablenkung.

Und für sein scheußliches Vorhaben.

Hiara ist die Schönste von den vieren, dachte er bei sich, als er sich die Mädchen noch einmal prüfend besah. Also werde ich sie mir für zuletzt aufheben. Ich werde mir bei den anderen Appetit holen.

»Irina«, sagte er mit einem Blick auf das junge Mädchen.

»Ja, Herr«, sagte das Mädchen gehorsam.

»Erhebe dich und folge mir. Mit dir will ich zuerst sprechen.«

Das Mädchen setzte den Weinpokal, an dem es gerade genippt hatte, auf ein Marmortischchen zurück und folgte dem Sultan. Er ging einen langen Flur entlang, und betrat dann seine Privatgemächer.

Auch hier funkelte es in hundert Farben. Kerzen verbreiteten ein mattes Licht, und die goldgelben Reflexe brachen sich auf wertvollen Statuen aus Gold, Silber und Diamanten.

»Nimm auf dem Diwan Platz«, sagte der Sultan und ging auf eine Truhe zu. Er nahm eine silberne Kette mit einem Verschluß aus Edelsteinen heraus und ging auf Irina zu. Ohne ein Wort hängte er ihr die Kette um und zog das Mädchen an sich.

»Du bist die Schönste unter euch vieren«, sagte er nah an ihrem Ohr, und sie spürte seinen glühendheißen Atem der Begierde.

»Nein, Herr, nicht«, sagte Irina schwach und versuchte, sich loszumachen.

»Ich brauche nicht zu überlegen, wen ich mir nehme«, sagte der Sultan wieder. »Du wirst mir gehören, denn dich begehre ich als einzige von den Töchtern deines Vaters. Und ich begehre dich jetzt, das ist das Recht des Sultans auf das Mädchen, das ihm gefällt. Du wirst sehen, wie schön dir der Schmuck steht, wenn du entkleidet bist.«

Das Mädchen wich vor ihm zurück.

»Nein, Herr«, sagte Irina mit flehender Stimme. »Auch wenn du mich auserwählt hast, so lasse mir Zeit und verschone mich jetzt.«

Die Zurückhaltung Irinas heizte den gierigen Sultan nur noch mehr an. Er drang auf das Mädchen ein, riß sie an sich und schob sie mit dem Gewicht seines Körpers vor sich her auf die reichbestickte Lagerstatt zu. Er warf Irina auf den Diwan und begann, sie mit hastigen Handbewegungen zu entkleiden. Ihre Schreie erstickte er mit einem brutalen Druck der anderen Hand auf ihren Mund.

Nach wenigen Minuten ließ er ab von Irina und ordnete seine Kleidung.

»Komm«, sagte er hart. »Ich zeige dir dein Zimmer.«

Das Mädchen weinte stumm vor sich hin. Aber es fügte sich in sein Schicksal, glaubte es doch, daß der Sultan sie zur Frau nehmen würde und sich einen Vorschuß auf seine ehelichen Freuden holen wollte.

Stumm folgte Irina ihrem neuen Herrn und Gebieter und ließ sich in einem Raum des Seitenflügels einschließen. Der Sultan hatte auch hier vom feinsten Gebäck aufstellen lassen. Ein goldener Wein lud das

Mädchen zum Trinken ein, und so vergaß Irina vorerst die schrecklichen Minuten der jüngsten Vergangenheit.

Daß dieser Seitenflügel zum Harem des Sultans gehörte, davon ahnte sie nichts.

Und auch nicht davon, was im Zimmer des Sultans gerade geschah.

***

Durch einen Diener hatte der Sultan Ana kommen lassen.

Er ließ auch sie keine Minute im Ungewissen darüber, was er mit ihr vorhatte.

»Und wo ist Irina?« fragte das verschüchterte Mädchen.

»Die habe ich nach Hause geschickt, meine Schöne«, antwortete Kamal Haddur ruhig und griff nach Anas Haar. Mit langsamen Bewegungen strich er darüber hinweg.

»Sie ist viel zu jung, mein schönes Täubchen«, fuhr der Sultan fort.

»Aber dir habe ich gleich angesehen, daß du die Feinste und die Schönste bist. Und die richtige Frau für die Liebe.«

Seine Augen glühten vor Begierde, als er eine zweite Perlenkette holte und sie dem Mädchen umhängte.

Eine Minute später hallten die Entsetzensschreie des verführten Mädchens durch die Gemächer des Sultans. Aber sie lagen zu weit von jenem Raum entfernt, in dem sich die zwei anderen Schwestern aufhielten. So konnten sie nicht den leisesten Verdacht schöpfen.

Und außerdem hatte der Sultan vorgesorgt. Seine Hofmusikanten spielten so laut, daß kein Geräusch vom anderen Ende des Flurs zu ihnen dringen konnte.

Das Schicksal der erbarmenswerten Ana Likargos war besiegelt.

Sie landete, wie viele gutgläubige Mädchen vor ihr, in einem der Haremsgemächer und wurde dort eingeschlossen.

***

Hiara, die dem köstlichen Wein am meisten zugesprochen hatte, wurde erst stutzig, als der Diener eine Andeutung machte.

»Deine älteste Schwester scheint dem Herrn am besten zu behagen«, sagte der Diener mit einem vieldeutigen Lächeln.

Da merkte Hiara erst, daß ihre Schwester Clea schon fast eine Stunde beim Sultan sein mußte.

Warum dauerte es bei ihr so lange? Kurz nach Irina hatte der Sultan bereits Ana holen lassen. Und bald darauf Clea.

Aber Clea war schon sehr lange fortgegangen. Was hatte der Sultan mit ihr vor?

Geschmeidig wie eine Katze lief Hiara dem Diener davon. Sie drängte an seiner Seite vorbei und lief auf den Flur hinaus, dessen Wände mit prächtigen Stickereien und Teppichen ausgehängt waren.

Aus den Schritten der Schwestern konnte Hiara schließen, daß das

Zimmer des Sultans zur linken Seite liegen mußte.

Sie kam an vielen offenen Gemächern vorbei. Erst als sie den Korridor fast zurückgelegt hatte, glaubte sie Stimmen zu hören, die hinter einer Tür hervorkamen.

Gehetzt sah sie nach hinten. Der Diener folgte ihr mit langen Schritten. Sie mußte schnell handeln. Und sie überlegte nicht lange.

Mit einem Ruck stieß sie die hohe Tür auf – und prallte entsetzt zurück. Der Sultan stand vor dem Diwan und schien sich an dem Zustand des Mädchens zu weiden, das da schluchzend vor ihm lag.

Und dieses Mädchen war Hiaras Schwester Clea!

Hiara wußte sofort, was sich hier abgespielt hatte. Fauchend wie eine Katze schoß sie auf den Sultan los und schlug ihm die Nägel ihrer Finger ins Gesicht.

Der Sultan zuckte zusammen. Einen so mutigen und plötzlichen Angriff hatte er nicht erwartet. Nur mit Mühe konnte er sich der Wut und dem Ansturm des Mädchens erwehren.

»Hund!« schrie Hiara auf und sprang hin und her. Wie ein Wolf um die Beute, so hetzte sie um Kamal Haddur herum und versuchte, ihn erneut zu packen. »Du elender Hund!« schrie sie immer wieder. »Du gemeiner Mädchenschänder!«

»Bring das Mädchen weg!« rief der Sultan dem überrascht eintretenden Diener zu und zeigte auf Clea. »Bring sie auf ihr Zimmer. Mit der da werde ich mich besonders gern abgeben!«

Er wartete ab, bis der Diener mit der ängstlich widerstrebenden Clea den Raum verlassen hatte.

Dann wandte er sich an Hiara.

»So, du rothaarige Katze! Ich habe gleich gewußt, daß du die feurigste von euch vieren bist. Mit den anderen habe ich nur gespielt. Aber du wirst mir jetzt zeigen, wie du deinem Herrn und Sultan Liebe schenkst. Komm, mein Kätzchen, ich warte auf dich.«

***

Er hatte weder mit dem Mut, noch mit der Kraft und Schnelligkeit Hiaras gerechnet. Im Nu war das Mädchen an der Tür und riß sie auf. Noch bevor der Sultan sie hindern konnte, rannte sie hinaus auf den Flur.

Wütend vor Begierde lief er ihr nach.

Sie hatte schon fast die Marmorstufen der breiten Freitreppe vor den Privatgemächern erreicht, als er sie einholte und brutal zu fassen bekam.

Er kümmerte sich nicht darum, daß er Hiara Schmerzen zufügte.

Wie eine Bestie stürzte er sich auf das Mädchen und riß ihr das seidene Gewand vom Leib.

Dann hob er das Mädchen auf und ging mit schnellen Schritten

zurück, um den Korridor zu erreichen.

Es sollte länger dauern, als er sich erhofft hatte.

Plötzlich machte sich Hiara schwer und versuchte, sich aus seinen eisern zupackenden Händen zu befreien. Als ihr das nicht gelang, trommelte sie mit ihren Fäusten auf die Brust des Sultans. Kamal Haddur lachte laut und schadenfroh auf.

Da spürte er plötzlich wieder die Krallen des Mädchens in seinem Gesicht. Nein, das waren keine Fingernägel. Das waren die Krallen eines Raubtiers, das lüstern auf sein Blut aus war. Vor dieser kleinen Hexe mußte er sich vorsehen!

Immer wieder schlugen die spitzen Nägel Hiaras in seinem Gesicht ein. Feuerwogen durchzuckten den Sultan. Und dann der stechende Schmerz, der sich bei jedem furchtlosen Schlag dieser hübschen kleinen Hexe verstärkte!

Mit einem harten Ruck ließ er das Mädchen zu Boden fallen, daß Hiara aufstöhnte. Dann zog er ihr beide Arme auf den Rücken und packte sie so, daß er sie beim Gehen hinter sich herschleifte.

Blind vor Wut zerrte er sie in sein Gemach, wo der Diwan stand.

Mit einem weiteren Ruck warf er sie auf die weiche Lagerstatt und vollendete sein grausiges Werk. Während er ihr die restlichen Kleider vom Körper riß, hielt er mit starker Faust die beiden Handgelenke des Mädchens umspannt.

Sie war seiner Gier und seiner Ungnade ausgeliefert. Wie vor ihr die drei anderen Töchter des Likargos. Aber er ahnte nicht, was seine Untat ihm einbringen würde.

***

Es begann damit, daß Likargos, der griechische Kaufmann und Vater der vier Töchter, sich am nächsten Morgen beim Sultan melden ließ. Nicht im geringsten konnte er ahnen, welches Schicksal seine Töchter erlitten hatten. Der Umstand, daß er ihnen einen Diener als Bewachung mitgegeben hatte, ließ ihn beruhigt den Morgen erwarten.

Likargos war im Glauben, daß sich der Sultan sehr lange mit den Töchtern und dem Diener unterhalten habe und sie zur späten Nachtzeit nicht in die Dunkelheit der Nacht entlassen wollte. Er würde ihnen Gästezimmer gegeben und sie bewirtet haben.

Der Sultan ließ ihn gar nicht erst vor.

Kamal Haddur wurde durch einem Diener berichtet, daß der reiche Grieche, wie er überall hieß, gerade auf den Palast zukomme.

Kamal Haddur trat ihm auf der breiten, pomphaften Marmortreppe entgegen.

»Was begehrst du, Grieche?« fragte er mit ironischem Lächeln.

»Ich möchte meine Töchter sehen«, gab Likargos zur Antwort.

»Und ich möchte erfahren, ob du dich für eine von ihnen entschieden

hast, Herr.«

Da lachte der Sultan gehässig auf.

»Ich habe mich entschieden, Grieche«, sagte er mit einem feindseligen Unterton in der Stimme.

Der Grieche spürte eine gewisse Gefahr, die von der ganzen Haltung des Sultans ausging. Aber er glaubte noch, daß dieser großherzig sein und zu ihrer Absprache stehen würde.

»Darf ich fragen, welche deinen Augen besonders gefällt?« fragte der Kaufmann.

»Ich behalte sie alle vier«, sagte der Sultan kalt.

Die Unterwürfigkeit des griechischen Kaufmanns war wie weggeblasen. Zornentbrannt ging er die Stufen hinauf und trat vor den Sultan hin. Der winkte unmerklich zwei seiner Wächter heran, die gerade vom Korridor her die Freitreppe betraten.

Der Kaufmann achtete nicht darauf. »Sag mir das deutlicher, Herr«, forderte er den Sultan auf.

»Du hast gehört, Likargos, was ich dir sagte. Ich werde sie alle vier behalten, denn sie sind schön. Jede ist so schön wie die andere. Und ich habe mir zeigen lassen, was sie ihrem Herrn auf dem Diwan sein können. Ich kann mich nicht für eine entscheiden. Sie gehören mir. Das zahme Täubchen Irina, das feine Vögelchen Clea, die sanfte Ana, die geschmeidig wie eine junge Hündin ist. Und die prächtige Hiara natürlich, die rothaarige Raubkatze, an der ich großen Gefallen habe.«

Sekundenlang brachte der Kaufmann kein Wort heraus. Er wollte nicht glauben, was seine Ohren da hören mußten. Aber das niederträchtige und heimtückische Grinsen des Sultans ließ keinen Zweifel mehr aufkommen.

»Du hast sie geschändet!« schrie der Grieche auf wie ein gepeinigtes Tier. So hatte der Sultan nie einen Menschen schreien hören. Die ganze geschundene Kreatur bäumte sich auf in diesem Schrei.

Und dann spürte der Sultan die Hände des anderen an seinem Hals. Sie klammerten sich um ihn wie stählerne Schraubstöcke, wie er sie selbst in seiner Folterkammer anwenden ließ.

Von Angst gepackt, versuchte Kamal Haddur sich freizumachen aus dieser Umklammerung. Aber die Verzweiflung verlieh dem Griechen unglaubliche Kräfte.

Wären die beiden Wachen nicht auf den Kaufmann eingedrungen, so hätte dieser den Sultan mit bloßen Händen erwürgt.

So aber mußte der Vater der vier geschändeten Mädchen sein Leben lassen. Zwei heftige Schwerthiebe streckten ihn nieder, ein dritter senkte sich direkt in sein Herz und machte seinem Leben ein Ende.

Seinem Leben und seiner Scham, von der er durch den Tod erlöst war.

Der Sultan ließ hinter der Stadtmauer eine Grube ausheben und den

Toten hineinwerfen. Irina und ihre Schwestern erfuhren an diesem Tag noch nichts davon.

***

Es war ein geschwätziger Sklave, der die Aufgabe hatte, den Mädchen das Essen auf ihre Zimmer zu bringen. Von dem erfuhr Clea, was geschehen war.

»Er hat ihn töten lassen, Clea«, tuschelte der Sklave in ihr Ohr.

Verständnislos sah sie ihn an.

»Töten? Ich verstehe nicht. Wer hat wen töten lassen?«

»Der Sultan natürlich.«

»Aber wen denn?«

»Den Vater natürlich«, sagte der schwerfällige Sklave.

»Bei Allah, welchen Vater denn?« fragte Clea fast uninteressiert.

»Euren Vater natürlich«, war die monotone Antwort.

Da riß Clea die Pupillen zu doppelter Größe auf und packte den Sklaven an der Brust.

»Was sagst du da?« schrie sie den erschreckten Mann an. »Mein Vater soll tot sein? Warum hat er das getan?«

»Der Sultan hat vier Mädchen genommen. In einer Nacht. Der Vater der Mädchen ist gekommen. Er wollte sie wiederhaben. Da hat ihm der Sultan gesagt, er will alle vier behalten. Der Grieche hat den Sultan gepackt und fast erwürgt. Hat eiserne Kraft in den Händen gehabt, dein Vater. Hat der Sultan die Wache gerufen. Hat ihn die Wache getötet, den Vater.«

Da schrie Clea auf und hämmerte an die Wände ihres engen Wohngemachs und rief mit lauter Stimme nach ihren Schwestern.

Der Sklave half ihr, die Schreckensnachricht zu verbreiten.

Und die vier Mädchen schworen Rache für ihren ermordeten Vater.

***

Das erste Stück ihrer Rache sollten sie eher bekommen, als sie geglaubt hatten.

Das Schicksal setzte eine Riesenmaschinerie von Grauen und Tod in Bewegung.

Zuerst erlitten die Mädchen einen Schock nach dem anderen, als der lüsterne Sultan sie zwang, ihm immer wieder zu Willen zu sein.

Aber schon nach wenigen Tagen verlor der verhaßte Kamal Haddur die Lust an den vier Mädchen. Er überließ sie seinem Sohn, der schon ein reifer junger Mann war und sich mit der gleichen Gier der Mädchen bediente, wie es sein Vater getan hatte.

Und dann, nur zwei Tage darauf, war der Sohn des Sultans tot.

Die Ärzte sprachen von einer heimtückischen Krankheit, die seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Aber der wütende Kamal Haddur glaubte nicht daran. Er wollte nicht daran glauben.

So ließ er das Gerücht verbreiten, Clea, die älteste der vier Töchter des Enneus Likargos, habe ihre Schwestern überredet, seinen Sohn zu vergiften. Das gab ihm einen Vorwand, alle vier umbringen zu lassen.

Er unterwarf sie den schändlichsten Folterungen. Aber keines der Mädchen gab die Tat zu. Kamal Haddur sprach von einer Verschwörung von vier Hexen, die ihn selbst fast um den Verstand gebracht hätten und seinen Sohn durch Gift beseitigt hatten.

Der Sultan ließ den Scharfrichter kommen, um den Mädchen die Köpfe abschlagen zu lassen.

Die Köpfe vier unschuldiger Mädchen rollten am Abend darauf, kurz vor dem Einsetzen der Dämmerung.

Der Sultan machte ein Volksfest daraus. Er ließ zwei Fässer mit Wein unters Volk verteilen und zeigte sich als gnädiger Herrscher für die, die ihm nicht nach dem Leben trachteten.

Aber er wußte auch, daß es eine abschreckende Methode war, anderen Gegnern die Laune zu nehmen, sich mit ihm zu messen.

Und wieder einen Tag später hatte er die Töchter des Likargos bereits vergessen. Bei einem Ritt durch die Straßen Chattusas hatte er eine dralle Magd auf dem Markt getroffen.

Und die hielt er gerade in den Armen, als er die vier Gestalten sah.

***

Das erste, was er sah, war allerdings das verstörte Gesicht der Frau in seinen Armen. Plötzlich machte sie sich aus seiner Umarmung los und setzte sich auf dem Diwan auf. Ihre Augen waren vor Furcht geweitet. Ihr Mund stand offen, und ihr Atem ging in heftigen Stößen.

Kamal Haddur wandte langsam den Kopf und blickte zum breiten Fenster, das auf den großen Innenhof seines Palastes führte.

Da sah er die vier Gestalten.

Und er kannte sie.

Schwebend bewegten sie sich auf dem schmalen Sims vor dem Wandelgang mit den gleichmäßig aufragenden Säulen. Der Sims war am oberen Ende keine drei Zentimeter breit. Dort hätte kaum einer der Gaukler zu gehen gewagt, wie sie manchmal aus dem Orient vorbeikamen, um ihre Künste zu zeigen. Einem Seiltänzer hätte man einen derart irrwitzigen Akt vielleicht zugetraut.

Aber auch das nicht im Dunkeln.

Die vier Gestalten vor dem Fenster aber schienen nicht auf die Gefahr eines Absturzes zu achten.

Sicher wie auf einer Straße gingen sie über den schmalen Sims.

Und dann blieben sie stehen.

Sie starrten auf den Sultan und ließen ihn nicht aus dem Auge. Federleicht schienen diese Figuren zu sein. Figuren aus Fleisch und Blut, und lebendig wie Kamal Haddur und seine Liebesgespielin selbst.

Er sah Ana und Clea, er sah Irina und Hiara.

Die vier Töchter des Kaufmanns Likargos waren am Leben!

Schreckensbleich sank der Sultan auf den Diwan zurück. Das war die Rache, fühlte er. Er wußte, daß ein furchtbares Gericht auf ihn zukommen würde.

Da brachen die vier Mädchen in das Zimmer ein. Glas splitterte, die Bohlen und Leisten der Fenster zerbarsten. Aber keines der Mädchen hatte Gewalt angewendet oder das Fenster auch nur berührt.

Die halbnackte Frau vor ihm raffte hastig ihre Kleider zusammen und floh aus dem Gemach des Sultans.

Und Kamal Haddur sah, wie die vier Mädchen unaufhaltsam auf ihn zukamen. Sie schwebten über dem Boden. Ihre Füße bewegten sich kaum. Und sie kamen schweigend, ohne den geringsten Laut.

Dieses Schweigen, dieses dumpfe Schweigen war das Fürchterlichste an der ganzen Erscheinung. Es war so still geworden, daß der Sultan seinen dröhnenden Pulsschlag hören konnte, ohne sich an die Schlagader zu fassen.

Sekundenlang dachte Kamal Haddur an Flucht. Aber er stand wie gelähmt.

Er wollte etwas sagen und brachte kein Wort hervor.

Er wollte zurückweichen und stand wie mit dem Boden verwurzelt da. Unfähig zu einer Bewegung.

Und dann sprach eines der Mädchen. Es war Clea, die älteste der vier Töchter des toten Kaufmanns.

»Du, Kamal Haddur, wirst der erste unter den letzten aller Haddurs sein. Du hast uns geschändet, und wir werden dein Haus und deine Familie auslöschen. Du hast Söhne, und deine Söhne werden wieder Söhne haben. Wir werden sie uns alle holen, bis dein Geschlecht vergessen ist unter allen Ländern der Erde. Dein Palast wird verwüstet werden, und deine Schätze werden in alle Winde verstreut.«

Clea trat auf den Sultan zu und sagte weiter: »Du wirst lange sterben, Kamal Haddur. Du wirst dreihundert Jahre lang sterben. Wir werden einen Balsam auf deine Haut geben und dich mit Tinkturen tränken. Dein Blut wird nie gerinnen, selbst wenn wir dich wie einen Toten ins Grab legen. Du wirst uns am Leben erhalten durch dein Blut, und wir werden uns das Blut aller deiner Nachfahren holen. Heute und in dreihundert Jahren. Und du wirst zusehen müssen, wie wir deine Nachkommen aussaugen und wie wir selbst weiterleben. Zieh deinen Purpurmantel aus, Sultan. Du brauchst ihn nicht mehr.«

Noch stand Kamal Haddur unbeweglich.

Es kam erst Leben in ihn, als Clea ihm den Purpurmantel, das Zeichen seiner Sultanwürde, vom Leib riß.

Da wich er einen Schritt zurück.

Aber die vier Mädchen setzten ihm nach. Jetzt waren sie es, die den

Mann auf seinen eigenen Diwan zwangen. Mit kräftigen Fingern gruben sie sich vor an seine Brust, an sein Herz, und rissen ihm die drei seidenen Hemden herunter, die er immer übereinander trug.

Da wußte er, was aus den Mädchen geworden war. Er wußte es aus den Berichten alter Menschen, die erlebt hatten, was geschehen konnte, wenn man die Ehre einer Griechentochter raubt.

Er wußte, daß seine Gier und der Mord an ihrem Vater sie zu Hexen gemacht hatte, die mit übermenschlichen Kräften ausgestattet wurden, sobald man ihnen Unrecht tat.

Die Mädchen waren blutsaugende Hexen geworden.

Die Lamias! dachte Kamal Haddur. Die Lamias, die blutgierigen Hexen waren gekommen!

Dann versank er in eine lange und tiefe Ohnmacht.

Niemand hat je wieder von ihm gehört.

***

»Du meinst gesehen«, sagte der Polizeileutnant Achmud Haddur, als der junge Beamte mit seiner Erzählung zu Ende war.

»Wie?« fragte der verständnislos zurück. In dem Raum herrschte sonst Beklemmung und tiefes Schweigen. Besonders die beiden Frauen saßen zusammengekauert auf einer Bank und brachten kein Wort hervor.

»Du sagtest soeben, daß niemand mehr von ihm gehört hat. Aber die Geschichte um den Sultan, meinen Vorfahr, hat sich bis heute gehalten. Sonst hätten wir sie nicht heute von dir hören können.«

»Natürlich, Leutnant«, verbesserte sich der junge Beamte. »Es hat ihn nie wieder jemand gesehen. Der Sultan blieb wie vom Erdboden verschwunden. Nur an der Stelle, wo die Lamias ihn überfallen hatten, fanden die Diener Kamal Haddurs Blutspuren.«

»Aber nirgendwo eine Leiche?«

»Nirgends«, gab der junge Mann zur Antwort. »Er ist nie wieder gesehen worden. Weder tot noch lebendig. Das bedeutet also, daß die Lamias tatsächlich über geheimnisvolle Kräfte verfügen. Sie selbst sind in der Umgebung nie gesehen worden. Aber sie haben doch auf dem Sims vor dem Fenster des Palastes gestanden!«

»Woher will man das wissen?« fragte der Leutnant. Aber seine Stimme klang nicht gerade zuversichtlich. Er hatte die Frage mehr aus Verlegenheit gestellt. Oder weil er Zeit gewinnen wollte. Seine Gedanken jagten sich wie wild in seinem Kopf.

»Die Marktfrau hat dem Sohn des Sultans damals mitgeteilt, was geschehen ist. Man fand sie drei Tage später völlig verstört. Es wird erzählt, daß sie nahe daran war, den Verstand zu verlieren.«

»Das war damals«, entgegnete Achmud Haddur. »Das war vor genau dreihundert Jahren. Wir sind in der Gegenwart.«

»Das schon, Leutnant«, meinte der junge Beamte. »Aber bedenken Sie eines: Die Zeit stimmt genau. Die Hexen haben von dreihundert Jahren gesprochen. Und diese dreihundert Jahre sind um. Und wo finden wir Spuren? Bis jetzt kennen wir nur drei Fälle. Drei Gräber. Und in jedem Grab lag ein Mann, der auf den Namen Haddur hörte. Das gibt mir zu denken, Leutnant.«

»Du hast recht«, sagte Haddur zu dem blutjungen Burschen.

»Und wie soll man an diese Lamias herankommen, wenn sie sich anscheinend in Luft auflösen können? Wenn Sie die Kraft haben, Menschen verschwinden zu lassen? Gleichgültig, ob es sich um Tote oder Lebendige handelt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Leutnant verzweifelt. »Ich schlage vor, daß wir erst einmal schlafen. Einer von euch begleitet die armen Frauen nach Hause. Es ist spät geworden.«

Er zeigte auf drei seiner Männer. »Wir treffen uns morgen bei Tagesanbruch am Eingang des Friedhofs.«

Das war ein Befehl, dem sich keiner zu widersetzen wagte. Aber der Leutnant wußte, daß den keineswegs weichen Männern eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Es war ein besonderer Einsatz, nach Lamias zu suchen. Weiblichen Vampiren, die jederzeit zum tödlichen Schlag ausholen konnten.

Achmud Haddur hatte selbst eine Gänsehaut, als er mit klappernden Zähnen zu dieser späten Nachtstunde auf sein Fahrrad stieg, um den Heimweg anzutreten.

Das Unwetter hatte längst aufgehört. Aber bei jedem Tropfen, der neben ihm auf die Erde klatschte, fuhr der Leutnant zusammen. Es tropfte aus allen Ritzen und Mauern, die von der Flut vernichtet worden waren.

Und es knackten Zweige unter den Reifen seines Fahrrads. Jedes Knacken kam dem Leutnant wie ein grimmiges Knirschen vor.

Wie das grimmige Knirschen von Zähnen, die an seine Adern wollten.

Der Leutnant fuhr, als wären ihm vier weibliche Teufel auf den Fersen.

***

Nicole Duval legte ihr rechtes hübsches Bein über das genauso schöne linke und sah aus dem Fenster. Berge kamen in Sicht. Wie graue Kolosse hoben sie sich aus der morgendlichen Dämmerung.

Schon konnte man den heraufkommenden Tag ahnen. Aber das schöne junge Mädchen hatte keinen Sinn für Natur und Umwelt.

Außer ihrer nächsten Umwelt natürlich. Und die hieß Professor Zamorra.

Vor etwa einer Stunde war er im Sitz neben ihr aufgewacht, hatte aber gleich darauf die Augen wieder geschlossen.

Nicole wußte, daß er nicht schlief. Und er verstellte sich auch nicht. Er wollte gar nicht vorgeben, zu schlafen. Nicole sah, wie seine rechte Hand das geheimnisvolle Amulett hielt, an dessen magische Kraft sie anfangs so wenig geglaubt hatte wie an die übernatürlichen Begabungen des Professors selbst.

Die Finger seiner Hand bewegten das Amulett. Wie mechanisch.

Und doch sah es so aus, als würde das Amulett aus eigener Kraft rotieren und der Hand des Professors seine Bewegungen aufzwingen.

Seltsam, dachte die bildhübsche Sekretärin des Mannes, den sie inzwischen immer mehr bewunderte.

Er war von einer sagenhaften Ruhe. Und diese Ruhe erlaubte ihm seine ans Unwahrscheinliche grenzende Konzentration. Seit ihren ersten Tagen im Dienst des Professors hatte sie viele Gelegenheiten bekommen, diese eiserne Konzentration auf Gegenwart und Vergangenheit zu bewundern.

Daß der Professor gerade einen Spaziergang in der Vergangenheit unternahm, ahnte die junge Frau nur. Was in ihrem Chef vorging, hätte sie nur beschreiben können, wenn sie diese Antenne für die übernatürlichen Kräfte in der Welt selbst besessen hätte.

So konnte sie nur vage ahnen, was im Professor vorging. Sein schlafähnlicher Zustand war nur das Zeichen dieser äußersten Konzentration.

Um so mehr war sie erstaunt, als sie plötzlich seine Stimme vernahm.

»Sind Sie wach, Nicole?«

Er fragte das, ohne die Augen zu öffnen.

»Ja, Professor«, antwortete Nicole Duval.

»Dann schreiben Sie bitte etwas auf«, bat der Professor.

Schnell langte das Mädchen Schreibblock und Kugelschreiber aus ihrer Handtasche und wartete auf weitere Angaben.

»Es ist ein Name«, fuhr Zamorra fort. »Es muß ein ›i‹ darin vorkommen. Ich weiß noch nicht, in welcher Silbe. Vielleicht fehlt mir sogar eine Silbe. Schreiben Sie zwei Namen auf, vorläufig.«

»Ich bin soweit«, sagte die Sekretärin.

»K, a, r«, diktierte der Professor. »Und dann kommt g, o, s.«

»Kargos?« fragte Nicole zurück.

Der Professor hatte die Augen noch immer geschlossen. Nicole spürte die Kraft, die zu seiner absoluten Konzentration nötig war. In einer solchen Situation durfte sie ihn nicht mit Fragen behelligen.

Jede kleine Ablenkung konnte dazu führen, die Kraft jenes geheimnisvollen Mediums zu unterbrechen, zu dem das Amulett ihm geworden war.

Nicole Duval versuchte herauszufinden, was den Professor bewegte, ohne ihm lästige Fragen zu stellen.

Zamorra hatte doch von einem Grab gesprochen. Von einer Frau.

Und von Blut. Es konnte sein, daß die Buchstaben etwas mit dem Namen des Opfers zu tun hatten.

Sie war wie vom Donner gerührt, als der Professor ihr auf diese stumme Frage plötzlich eine Antwort gab.

»Nicht des Opfers, Nicole«, sagte er, »es ist die Stimme des Täters, die ich höre. Oder besser gesagt, der Täterin. Der Name ist griechisch, aber die Gegend der Tat liegt weit in Vorderasien.«

»Ja, Professor«, sagte Nicole mechanisch, als habe sie soeben erst verstanden, daß zwei mal zwei die Summe vier ergibt.

Was sie nicht verstand, war der Umstand, wie der Professor auch nur auf die kleinste Spur des Verbrechens kommen konnte. So weit vom Ort des Geschehens weg. So weit weg von der Möglichkeit überhaupt, irgendeine Verbindung herzustellen.

Einmal hatte Professor Zamorra versucht, Nicole die Zusammenhänge des mediumhaften Denkens zu erklären. Er hatte es mit sehr einfachen und verständlichen Worten getan. Aber dennoch hatte sie nur einen Bruchteil von alledem verstanden.

Was sie sich zusammenreimen konnte, war nur soviel: Die meisten Menschen glauben, daß zum Beispiel nach dem Tod das Leben eines irdischen Wesens aufhört. Aber das Gegenteil war der Fall.

Auch Asche ist nichts Totes. Asche ist ein Bestandteil der Erde, wie Fleisch und Blut des Menschen es sind.

Und genauso verhielt es sich mit der Materie. Materie löste sich niemals völlig auf. Das war unmöglich. Ein Stück Holz kann verbrennen, aber beim Verbrennen entsteht Stickstoff und Kohlenstoff.

Und diese Stoffe verschwinden nicht aus der Welt.

Die Möglichkeiten des parapsychologischen Denkens bestanden nun einfach – einfach! mußte Nicole denken und lächelte charmant dazu –, die mußten also einfach so zu erklären sein, daß die Konzentration eines Mediums sich auf Vergangenes konzentrierte. In diesem Fall war das Medium einmal das Amulett, das den Professor auf unerklärbare Weise auf Spuren führte, die ein normal denkender Mensch mit seinen geringen Gedächtnismitteln nicht finden würde.

Hatte Professor Zamorra nicht schon auf seinem Schloß an der Loire den Vorgang der letzten Nacht beobachtet? So, als sei er keine drei Meter davon entfernt?

Und jetzt, so erklärte Nicole sich das, kamen sie diesem grauenvollen Ort immer näher. Was immer geschehen war, es war in der Materie geschehen. Irgendwo unter Menschen, in einer Stadt, zwischen Steinen oder Feldern, gleichgültig, wo es sich abgespielt hatte.

Professor Zamorra gelang es nun, dieses Geschehen in der Erinnerung sozusagen noch einmal abspulen zu lassen. Wie einen Film, den man auch immer wieder ablaufen lassen kann. Und bei diesem Vorgang verwandelten sich die Bilder wieder in Materie. Durch die hohe

Befähigung Zamorras, durch das Zusammenarbeiten aller geistigen und seelischen Kräfte konnte er die Vorgänge rekonstruieren, als spielten sie sich im Augenblick ab.

Nicole merkte gar nicht, wie sie mit leicht geöffnetem Mund neben dem Professor saß und ihn anstarrte. Ihre Bewunderung hatte beachtlich zugenommen in den letzten Tagen, und sie fragte sich zum erstenmal, wie sehr diese Bewunderung nur dem Wissenschaftler im Professor galt.

Eine Antwort darauf wußte sie natürlich nicht. Die ganze Antwort, die sie sich im Augenblick gab, war, daß sie die übereinandergeschlagenen Beine wieder hübsch brav nebeneinanderstellte. Da konnte sie den beträchtlich hochgerutschten Rock ihres silbergrauen Kostüms wieder ein wenig in Richtung ihrer Knie verschieben. Was dann darunter zu sehen war, konnte man immer noch als attraktiv und recht beachtlich beschreiben.

Und sie wußte das, die Nicole Duval.

»Kargos«, sagte da der Professor wieder. »Nicht Kirgos. Kargos ist richtig. Der Buchstabe i muß davorstehen. Warten Sie, Nicole. Ich bin gleich soweit. Wann sind wir in Athen?«

»Ich werde die Stewardeß fragen«, sagte Nicole leise und erhob sich.

Sie holte sich die gewünschte Auskunft und gab sie an Zamorra weiter.

»Etwas mehr als eine halbe Stunde wird es noch dauern«, gab sie bekannt und wartete auf die Reaktion des Professors.

Er grübelte schweigend weiter. Und das Amulett ließ seine rechte Hand rätselhafte Bewegungen vollführen…

Die Hand hob sich, senkte sich, beschrieb Halbkreise, zuckte nach oben. Dann blieb sie in der Luft hängen, viele Sekunden lang.

Schließlich sank sie schwer herab und blieb auf dem Knie Zamorras liegen.

Da schlug der Professor die Augen auf.

»Likargos«, sagte er. »Der ganze Name ist: Likargos. Ich sehe sogar die griechischen Buchstaben vor mir, Nicole. Nein, nicht aufschreiben«, sagte er, als Nicole den Namen notieren wollte.

»Den Namen vergesse ich nicht mehr«, erklärte er. Das verwunderte Nicole keineswegs. Aber die nächste Anordnung Zamorras versetzte sie doch in Erstaunen.

»Wir machen nicht nur Zwischenlandung in Athen, sondern wir unterbrechen den Flug, Nicole.«

»Nanu, Professor? Und warum?«

»Weil es nur eine Familie Likargos in dieser Gegend gab. Und das war im Norden der Hauptstadt. Vor dreihundert Jahren. Dort werden wir die erste Spur zu suchen haben. Es wäre unsinnig, direkt in die Türkei zu fliegen. Das ist ein großes Land, wo man stellenweise drei

Tage auf einen Bus warten muß. Unmöglich also, jeden Türken zu fragen, ob sein Ururgroßvater einmal den Namen Likargos gehört hat.«

»Das sehe ich ein«, sagte Nicole.

Und ihre hübschen Beine schlug sie jetzt doch wieder übereinander.

Schließlich hatte sich der Professor aus seinem Wachtraum gelöst.

Er hatte die Augen geöffnet.

Da blieb es für eine so bildhübsche Ausgabe von Weiblichkeit nur abzuwarten, ob er auch offene Augen hatte, der Herr Professor.

***

Vorläufig hatte Zamorra jedenfalls keine offenen Augen für die weibliche Schönheit der Nicole Duval. Augenblicklich war sie nichts als seine Sekretärin, die er aus beruflichen Gründen mit auf diese Reise genommen hatte.

Vollkommen offene Augen hatte der Professor für die übrige Umwelt.

Das Flugzeug war pünktlich auf dem Flughafen von Athen gelandet. Nicole bewunderte den Ausblick auf das Meer, das zum Greifen nahe lag. Vor ihnen dehnte sich der Saronische Golf im Morgengrauen. Die Küste der Insel Ägina war durch die leichten Nebel über dem Meer konturenhaft zu erkennen.

»Wie geht es jetzt weiter, Professor?« fragte Nicole Duval.

»Zuerst ein Taxi«, gab Zamorra zurück. »Taxifahrer wissen über alles Bescheid. Jedenfalls besser als die Angestellten eines Verkehrsunternehmens.«

Zamorra hatte nur einen leichten Handkoffer. Und er wehrte lachend ab, als seine Sekretärin sich anschickte, das Gepäckstück zu tragen. Sie war mit Handtasche, Kosmetikkoffer und Tragetasche genügend beladen.

Der Professor sah noch einmal hin. Nein, das hatte er vorher nicht bemerkt. Da hatte sich dieses blutjunge Wesen von Nicole tatsächlich mit einem Kosmetikkoffer beladen! Flog ins Land der alten Hethiter, wo es nur Staub und Steine gab, und bewaffnete sich mit Puder und diversen Schminken!

Zamorra schüttelte lachend den Kopf und ging auf das nächststehende Taxi zu.

»Likargos?« fragte er den Fahrer.

Dieser sah dem Professor sofort den Fremden an. Da hieß es freundlich sein. Touristen sind komische Leute. Ganz verrückt unterm Hut sehr oft, aber dafür sehr leichtsinnig mit ihrem Geld. Man konnte nie wissen.

»Likargos nic Opolis«, sagte er.

»Was ist los?« fragte Nicole.

»Sind komische Leute, diese Griechen«, meinte der Professor, der sich

aus der Schulzeit noch beste Kenntnisse im Griechischen bewahrt hatte. »Aber diese Leute lassen uns auf der Schule ihre alte Sprache lernen, die sie seit zweitausend Jahren nicht mehr sprechen. Zumindest finde ich das von unseren Lehrern noch verrückter als von den Griechen«, schloß Zamorra seinen Kommentar.

»Und was hat er gesagt?«

»Das weiß ich nicht«, gab Zamorra zur Antwort. »Aber verstanden habe ich, daß es keine Stadt Likargos gibt.«

»Dann fragen Sie doch weiter«, schlug Nicole vor.

Der Professor tat es. Er mußte es eben mit Altgriechisch versuchen.

»Likargos ein Mann? Kennen Sie einen Mann oder eine Familie, die so heißt?«

Der Fahrer überlegte. Zehn Sekunden, zwanzig Sekunden.

Dann nickte er eifrig.

»Früher«, sagte er. »Früher war ein Mann, das habe ich gehört, der hieß Likargos. Lange tot.«

»Hat er keine Nachkommen?« fragte der Professor. »Kinder, Enkel?«

»Nicht Athen« sagte der Fahrer. »Draußen vor der Stadt.«

»Und was liegen da für Ortschaften?«

»Kann sein Kiphisia, kann sein, es ist Ekali.«

»Ekali«, sagte der Professor. »Das liegt im Norden von Athen?«

»Liegt im Norden«, sagte der Fahrer und nickte wieder.

»Das ist der richtige Ort. Fahren Sie uns dorthin.«

Der Fahrer sprang wie ein Wiesel aus dem Taxi und verstaute das Gepäck Nicole Duvals und des Professors, den er für eine sehr bemerkenswerte Persönlichkeit hielt.

Er hätte es nicht so ausdrücken können, aber etwas an dem fremden Mann kam ihm sehr magisch vor. Überirdisch sozusagen.

Er wußte ja nicht, wie recht er damit hatte.

Dann aber begann er zu pfeifen. Und der Professor wiederum wußte, warum der Fahrer so fröhlich war.

Es war eine lange Fahrt, hier vom Flughafen Ellinikon aus bis hinauf nach Ekali, das schon am Fuß des Gebirges lag.

Und eine lange Fahrt am frühen Morgen – das bedeutete einen guten Preis.

Dann versank der Professor wieder in konzentriertes Nachdenken.

Nicole mußte ihn leicht anstoßen, als der Fahrer nach einer Stunde erklärte, daß sie am Ziel seien.

Zamorra stieg aus und erklärte dem Fahrer, daß er warten solle.

»Zurück nach Athen, verstehen Sie?« fragte er.

Der Fahrer nickte eifrig.

Dann sah Zamorra sich um.

Er ging eine Straße hinunter und bemerkte nicht, daß Nicole ihm folgte. Er trat auf ein Haus zu und klopfte an die Tür.

Ein ältliches Weibchen erschien und sah ihn aus blutunterlaufenen Augen an.

»Ist dies das Haus der Familie Likargos?« fragte er. Die Alte verstand natürlich kein Wort der altgriechischen Sprache. Aber das Wort Likargos machte sie hellhörig.

»Likargos«, sagte sie und fuchtelte wild mit den Händen. Dann begann sie eine lange Rede, die sie bei den alten Philosophen der Athenischen Schule gelernt haben könnte. Jedenfalls, was nach dem Wortschwall zu schließen war.

Der Professor verstand nicht viel von dieser für seine Ohren fremden Ansprache.

Er verstand nur etwas von einem Vater und vier Töchtern. Er bekam die Namen Kamal Haddur und Chattusa mit.

Und er verstand die Namen der vier Mädchen.

Ana und Clea. Irina und Hiara.

Er prägte sich die Namen fest ins Gedächtnis ein. Er würde sie bald gebrauchen können.

Dann holte er eine Zehndollarnote aus der Tasche und gab sie der Alten. Die Frau sah das Geld und fiel vor ihm nieder. Sie mußte glauben, daß der alte Gott Krösus zu ihr herabgestiegen war.

***

Leutnant Achmud Haddur traf sich wie verabredet mit drei seiner Beamten vor dem Tor des Friedhofs.

Die Regengüsse der letzten Nacht hatten ihre deutlichen Spuren überall hinterlassen. Der Friedhof vor ihnen wirkte gespenstisch.

Der Boden war mit abgebrochenen Ästen und entwurzelten Bäumen übersät. Die abfließenden Wassermengen hatten tiefe Rillen in den lehmigen Boden gegraben. Und die Gräber waren zum größten Teil verwüstet. Grabsteine waren umgelegt worden wie leichte Pappschachteln.

Die Luft war schwer und feucht. Die Männer fröstelten, als sie sich in Richtung des Haddurschen Familiengrabes aufmachten.

Sie wußten auf den ersten Blick, daß sie hier niemals Spuren der Lamias finden würden.

Die Gräber waren wieder zugeschüttet, kleine Grabhügel waren neu errichtet worden, als hätten niemals vier blutgierige Hexenweiber ihr Unwesen getrieben.

Leutnant Haddur und seine Leute standen vor einem Rätsel. Der Boden war so weich, daß selbst die Fußspuren des leichtesten Kindes sich abzeichnen würden. Und hier sollten vier Frauen gegangen sein, die zudem noch ihre Opfer als zusätzliche Last mit sich fortgeschleppt hatten?

Der Leutnant beugte sich an der Stelle nieder, wo er seinen Sohn auf

der Bank gesehen hatte. Nichts. Nicht der kleinste Abdruck eines Fußes oder eines Schuhs. Nicht der geringste Hinweis, daß hier eine Gewalttat geschehen war.

Haddur zuckte mit den Schultern. Er konnte das alles nicht begreifen. Aber er wollte Gewißheit haben. Beim Friedhofswärter bat er sich ein paar Schaufeln aus, um nach dem Rechten zu sehen. Er wollte wissen, ob die Leichen der Männer von den Lamias zurückgebracht worden waren.

Hastig ließ er die Gräber seines Sohnes und der beiden Brüder öffnen. Er nahm selbst eine Schaufel und half beim Graben, obwohl er es sonst für unter seiner Würde hielt, selbst Hand anzulegen.

Aber hier war Eile geboten. Hier war er einem Verbrechen auf der Spur, das so schnell wie möglich geklärt werden mußte.

Die drei Särge lagen in ihren Versenkungen. Haddur ließ je einen seiner Männer in die Gruben einsteigen und die Deckel öffnen.

Die Särge waren leer!

Die offenen Särge gähnten ihnen wie höhnisch entgegen. Als wollten sie sagen: Seht nur richtig hin! Es gibt andere Kräfte zwischen Himmel und Erde, als eure kleinen Geister sich vorstellen können.

Mit der gleichen Eile, wie die Gruben ausgehoben worden waren, ließ Leutnant Haddur die Gräber wieder zuschaufeln. Und diesmal half er seinen Beamten nicht dabei.

Er dachte nach und überlegte, wo er bei seinen Untersuchungen ansetzen sollte.

Und er kam zu dem Schluß, daß er in diesem Fall mehr Glück nötig haben würde als in seiner ganzen bisherigen Laufbahn.

Er war sicher, daß er tagsüber niemals auf eine Spur der Lamias stoßen würde. Und wo sollte er nach ihnen suchen? Wo hatten sie ihre Opfer versteckt?

Dann kam die nächste bange Frage: Was würden die Lamias als nächstes anstellen? Wer würde ihr nächstes Opfer sein?

Vielleicht er, der Leutnant, selbst?

Eine Frage konnte Achmud Haddur sich jedenfalls selbst beantworten. Es würden nur Menschen in Gefahr sein, die wie er auf den Namen Haddur hörten.

Also mußte er zunächst diese Personen warnen.

Wer lebte noch von seiner Familie? Die beiden Brüder und der junge Achmud waren tot. Tot und aus ihren Gräbern geraubt.

Aber wen gab es sonst noch?

Da war sein dritter Bruder, den es nicht wie den anderen zum Polizeidienst gezogen hatte. Der einzige noch am Leben weilende Bruder wohnte nur ein paar Kilometer von der Stadt entfernt.

Den würde einer seiner Beamten warnen können. Haddur schickte sofort einen los. Aber der kehrte nach einer Minute schon zurück und

bat um einen zweiten Mann, der ihn begleiten sollte.
Haddur wollte zornig auffahren, aber dann besann er sich. Wenn er ehrlich vor sich selbst sein wollte, mußte er zugestehen, daß das Geschehen auf dem Friedhof zu unheimlich war. In dieser abergläubischen Gegend, wo sich die Gruselsagen alter Zeiten über viele Jahrhunderte hinweg hielten, waren Angst und Grauen weiter verbreitet als unter den aufgeklärten Menschen in den großen Städten.
Haddur winkte einem zweiten Mann, dem Beamten zu folgen.
Dann dachte er an seine Schwester. Würde auch sie von dem Racheschwur der Lamias heimgesucht werden?
Sie war nicht verheiratet und hatte nie Kinder gehabt. Und sie wohnte seit einer unglücklichen Liebe, die ihr keine Erfüllung gebracht hatte, weit draußen vor den Toren der Stadt. Sie ernährte sich kümmerlich durch das Knüpfen von Teppichen, die sie an Händler verkaufte, die durch das Land zogen und die Ware für den hundertfachen Preis an die Kaufhäuser drüben im Westen weitergaben.
Die Schwester des Leutnants kannte nicht einmal die Namen dieser Länder.
War sie auch in Gefahr?
Er nahm sich vor, sie aufzusuchen und sie zu warnen. Seit dem Tod seines Sohnes hatte er keinen Menschen mehr um sich. Also könnte er sich bei der Schwester nützlich machen und vielleicht sogar eine Zeit über bei ihr wohnen.
Wenn ihm die Lamias dazu Zeit lassen würden, dachte er und erschauerte. Er schob dieses ängstliche Zucken auf die feuchte Morgenkühle, die ihm durch die Kleider kroch.
Er nahm sich vor, noch am Nachmittag den weiten Weg zu seiner Schwester zu gehen.
Er hätte sich sein größtes Grausen ersparen können, wenn er noch im gleichen Augenblick losgefahren wäre.
Aber er war kein Hellseher.
Und Professor Zamorra war noch zu weit.

***

Zamorra und Nicole Duval saßen zur gleichen Stunde im Taxi und ließen sich nach Athen zurückfahren.
Da die nächste Maschine nach Ankara erst am frühen Nachmittag starten sollte, beschloß der Professor, sich mit seiner Sekretärin ein paar Sehenswürdigkeiten der vielgerühmten Stadt anzusehen.
Mit diesem Unternehmen verbrachten sie den schnell vergehenden Vormittag. Dann verspürten sie beide Hunger.
So wie Zamorra seine hübsche Sekretärin kannte, verspürte sie neben dem Hunger einen ausgesprochenen Appetit auf ein auserlesenes

Essen.

Sie hatten den Taxifahrer nach einem typisch altgriechischen Restaurant gefragt. Er hatte ihnen zwei genannt. Das eine lag fast im Zentrum der Stadt. Aber es war so überfüllt, daß Zamorra Nicole am Arm faßte und sie vom Eingang wegzog, noch bevor sie das Restaurant betreten konnte.

»Das andere Lokal liegt günstiger«, erklärte er ihr. »Wir haben genügend Zeit, uns hinfahren zu lassen, ausgiebig zu speisen, und außerdem haben wir dann nur fünf Minuten zum Flughafen.«

Nicole Duval war einverstanden.

Sie ließen sich zur angegebenen Adresse fahren und fanden ein urgemütlich eingerichtetes Speiselokal vor. Die Düfte aus der Küche drangen ihnen vielversprechend in die Nase, und Nicole überflog die Speisekarte, während ihr schon das Wasser im Mund zusammenlief.

Zu ihrer freudigen Überraschung sprach der Oberkellner Französisch. Er hatte in Paris ein kleines Imbißlokal betrieben und sich mit dem ersparten Geld dieses prächtige Restaurant gebaut, als es ihn wieder in die Heimat zog.

Natürlich kannte er sich auch in der französischen Küche aus und empfahl den beiden die feinsten Gerichte aus seinem Angebot.

Nicole wehrte lachend ab.

»Unmöglich!« rief sie aus, »Französisch, das können wir zu Hause täglich haben. Aber wir möchten etwas ganz speziell Griechisches. Nicht wahr, Professor?«

Ihr Chef nickte zustimmend. Da zeigte der Oberkellner und Chef des Hauses auf eines seiner Spezialgerichte.

»Die reinste Natur, Mademoiselle, Monsieur. Echter Hirtenspieß griechisch, in feiner Butter, über gedünstet Kräutern und Knoblauch – nein, nicht in Knoblauch gegrillt, ich weiß, das mögen viele Leute nicht. Der Spieß wird über Grillfeuer gehängt, und das Fleisch zieht alle gesunden Düfte ein. Dazu Salat echt Natur, wenn Sie erlauben.«

»Und woraus besteht der?« fragte Nicole Duval heißhungrig.

»Oh, es ist eine Salatplatte mit Tomaten, feinen Zwiebel, Paprika süß und scharf, Gurke, Kräuterquark mit gehackter Petersilie, Olive grün und andere feine Sachen.«

»Gut, das nehmen wir«, sagte der Professor.

»Und was darf ich zu trinken bringen?« fragte der Besitzer.

»Was empfehlen Sie denn?« fragte Nicole.

»Oh, wissen Sie, wenn Kräuter und Knoblauch so gesund durch den Magen gehen und alle Poren öffnen, dann ist ein lieblicher Roter das Richtige. Nicht zu schwer, sehr süffig. Er heißt Mavrodaphne.«

»Also zwei halbe Liter«, bestellte Nicole. Das war so recht nach ihrem Geschmack. Für Spezialgerichte aller Länder hatte sie schon immer ein Faible.

Als die Hammelspieße serviert wurden, mußten Nicole und der Professor zugeben, daß man den Orient zu Unrecht allein rühmte, die feinsten Düfte hervorgebracht zu haben.
Sie zogen das Essen über eine Stunde in die Länge und ließen sich zum Abschluß einen pechschwarzen Mokka servieren, in dem der kleine Löffel tatsächlich stehenblieb.
Eine halbe Stunde später saßen sie im Flugzeug, und am frühen Abend landeten sie in Ankara.
Gut, daß Zamorra wußte, in welcher Richtung sie morgen früh weiterfahren mußten.
Zuerst aber ließ er sich am Flughafen ein Hotel empfehlen, und bald brachte sie ein Bus in die turbulente Stadt, die ihnen in tausend Farben entgegenschillerte.
Die einzige Stadt mit solchem Glanz, dachte der Professor. Die einzige Stadt in diesem kargen Land.
Außer der quirlig lebendigen Atmosphäre Istanbuls natürlich, wo Europa in den reißenden Menschenstrom Asiens einmündet.
Der Professor buchte zwei Zimmer, nahm mit Nicole ein kleines Abendessen ein und ging früh zu Bett.
Das heißt, er nahm es sich vor. Aber er kam nicht zur Ruhe. Als er sich schlafen legen wollte, ging von seinem Amulett, das er neben sich auf den Nachttisch gelegt hatte, wieder dieser eigentümliche Glanz aus wie in den Abendstunden zuvor.
Er stand vom Bettrand auf und betrachtete seinen magischen Helfer eingehend. Seltsam, dachte er. Dieses Medaillon war in gewisser Weise ein Medium. Ein Vermittler von geheimnisvollen Mitteilungen und Spuren. Aber war nicht auch er, der die Gebiete des Seelisch-Geistigen beherrschte wie kaum ein anderer, nicht selbst zu einer Art Medium geworden?
Ein Vermittler zwischen Dämonen und denen, die das Verbrecherische der Dämonen zu bekämpfen hatten?
Er nahm das Amulett in die Hand und verspürte die gleiche Wärme wie am gestrigen Abend.
Dann schloß er die Augen.
Zuerst war es wie ein Nebel vor ihm. Doch bald tauchten Konturen vor ihm auf.
Konturen von fünf Frauen. Vier davon waren in lange weiße Gewänder gehüllt. Sie kauerten am Boden. In ihrer Mitte hing an einem Gestell ein uralter Kessel, aus dem in brodelnden Schwaden unbestimmbare Dämpfe aufstiegen.
Die Frauen stießen unverständliche Laute aus, rhythmisch und unheimlich. Professor Zamorra wußte, daß diese Laute nur aus den alten Zauberbüchern der Kabbala stammen konnten. Sie waren Formeln von Rache und Beschwörung.

Dann sah er die fünfte Frau ganz deutlich.
Sie stand gefesselt an einem Baumstamm. Ihr Oberkörper war entblößt.
Und aus vielen Wunden tropfte Blut.

***

Zuerst glaubte die Frau an eine Halluzination.
Die Schwester des Polizeileutnants Achmud Haddur wollte gerade den Fensterladen zu ihrem Schlafraum schließen, als sie vier schwebende weiße Schleier aus der Felsenschlucht auf ihre Hütte zukommen sah.
Als die vier Erscheinungen näher kamen, erkannte sie, daß es sich um vier junge Frauen handelte. Sie hielt sie für Damen aus der feinen Gesellschaft, die manchmal in einer dieser modernen Benzinkisten herausgefahren kamen, um sich ein wenig frische Gebirgsluft um die Nasen wehen zu lassen.
Dabei kam es häufig vor, daß Spaziergänger in der unwegsamen Gegend die Orientierung verloren. Schon oft waren Wanderer vorbeigekommen, denen Frau Haddur den Weg zeigen mußte.
Die Frau eilte hinaus und ging den vier vermeintlichen Damen entgegen.
Freundlich erkundigte sie sich, ob die jungen Damen vom Weg abgekommen seien.
»Wir sind auf dem richtigen Weg«, sagte Clea, die älteste der Likargos-Töchter.
»So?« fragte Frau Haddur verwundert. »Dann kommen Sie bestimmt nur deshalb bis zu meiner armseligen Hütte, um sich zu erfrischen? Darf ich Ihnen einen Krug vom guten Quellwasser bringen? Leider habe ich keinen Wein im Haus. Oder darf es etwas anderes sein? Ein Stück Brotfladen? Ein paar Datteln oder Feigen?«
»Nichts da!« sagte die älteste der vier jungen Frauen barsch.
»Nichts von alledem!«
»Aber womit kann ich Ihnen eine Freude machen?« fragte die Schwester des Leutnants unterwürfig. »Was darf ich Ihnen nur anbieten?«
»Deinen Leib!« sagte Clea mit harter Stimme.
Der Frau blieb der Mund vor Schreck offenstehen.
»Wie soll ich das verstehen, meine Damen?« fragte sie ängstlich.
»So wie du es hörst. Wir fordern deinen Leib, Schwester des Leutnants Haddur!«
»Bei Allah! Sie kennen mich?«
»Wir kennen jeden Haddur. Und du bist eine der letzten, die wir uns holen. Wir wollen dein Blut. Hast du mal etwas von den Lamias gehört?«

Da wurde die Frau bleich wie die Wand und fiel vor Clea auf die Knie nieder.

»Laßt mich am Leben!« bettelte sie und begann zu schluchzen.

»Ich gebe euch alles, was ich habe…«

»Wir brauchen nichts. Nichts außer dem Blut der Haddurs. Packt sie!« rief Clea den Schwestern zu und ging in das Haus. Nach einer Minute hatte sie gefunden, wonach sie suchte. Mit zwei festen Stricken bewaffnet kam sie aus dem Haus zurück. Sie warf die Fesseln ihren Schwestern zu.

»Bindet sie an den Baum dort drüben! Das ist ein hübscher Platz für sie.«

Ana und Hiara kamen dem Befehl sofort nach. Frau Haddur zitterte vor Angst am ganzen Körper. Die Mädchen kümmerten sich nicht darum. Hart rissen sie den Körper der Frau vom Boden hoch und schleiften ihn hinüber zu dem Baum.

Es war ein Feigenbaum mit einem ziemlich dünnen Stämmchen, aber die Kräfte der schwachen Frau würden nicht ausreichen, sich zu befreien, wenn sie erst einmal mit Stricken daran festgebunden wäre.

Hiara formte eine Schlaufe an einem Ende des Stricks und wand den Rest um den Baum, an dessen Stamm Ana sie fest anpreßte.

Dann steckte sie das Ende des Stricks durch die Schlaufe und wand die starke Fessel mehrmals um den Stamm.

Immer fester zog sie an, und immer gellender wurden die Schreie der gepeinigten Frau.

Dann kam Irina, die jüngste der vier, heran und faßte nach dem Kleid der gequälten Frau.

Mit einem Ruck riß sie den Stoff in Fetzen. Frau Haddur trug nichts unter dem Kleid, so daß ihre Brüste den Blicken der Mädchen preisgegeben waren.

»Such einen Kessel«, befahl Clea der jungen Irina. Das Mädchen lief los und durchsuchte das Haus.

Bald kam sie mit einem alten Kupferkessel zurück, dessen Wert sich die Bewohner in der Gegend nicht mehr vorstellen konnten.

»Es ist noch Glut im Herd«, sagte Irina.

»Gut«, gab Clea zurück. »Dann setze das Wasser auf und bringe es zum Kochen.«

Irina lief wieder zurück, und die drei anderen brachen zwei der stärksten Äste von dem Feigenbaum. Die steckten sie in den Erdboden. Oben steckten sie einen dritten Ast in die kleinen Gabeln der ausgesuchten Zweige. Dort sollte der Kessel mit dem kochenden Wasser aufgehängt werden.

Frau Haddur hatte einen großen Klagegesang auf sich selbst angestimmt. Sie winselte, bettelte um ihr Leben. Aber die Töchter des alten Likargos, von dem hier niemand mehr den Namen kannte,

hörten nicht auf ihre flehenden Bitten.

Sie breiteten Tücher auf dem Boden aus. Dann band Hiara ihr Brusttuch auf und entnahm ihm zwei undefinierbare Beutel.

Eine seltsame und schauerliche Zeremonie begann. Irina brachte den Kessel mit heißem Wasser. Hiara schüttete den Inhalt der beiden Beutel hinein, als Ana und Clea den Kessel mit Hilfe eines Hakens an dem Ast aufgehängt hatten. Dann begannen sie einen diabolischen, wilden Tanz um den Kessel, aus dem jetzt wohlriechende Dämpfe aufstiegen.

Clea gab einen hohen, schrillen Ton von sich. Ihre Schwestern wiederholten ihn. Dann kam ein dumpfer Laut aus Cleas Kehle. Auch der wurde von den anderen wiederholt.

Alte Zauberworte, uralte Formeln aus der Welt der Dämonen waren das. Und jeder Schritt, jeder Ton während des Tanzes unterlag ebenso uralten Riten. Die Hölle hatte vier ihrer blutgierigsten Vertreterinnen ausgesandt.

Und die vier jungen Hexen hatten das nächste Opfer in ihre Gewalt gebracht.

Nach dem Abklingen der letzten Zauberformel stürzte sich Clea als erste auf die gefolterte Frau.

»Her mit deiner Brust, Schwester des Sohnes von Mädchenschändern!« rief sie mit schriller Stimme. Dann ließ sie ihre Fingernägel aufblitzen, die scharf wie Krallen waren.

Der nächste Schrei der Frau war kilometerweit zu hören in diesem öden Land am Fuß der Berge.

Auch Leutnant Achmud Haddur hörte ihn.

***

Was war das? dachte Achmud Haddur.

Schrie hier ein Wolf so gräßlich durch die Dunkelheit der einsetzenden Nacht?

Oder konnte ein Mensch so schreien?

Noch nie hatte er einen solchen Schrei gehört – noch nie? dachte er bei sich.

Und ob er ihn schon gehört hatte!

Es waren nicht viele Stunden seitdem verflossen. Achmud Haddur mußte an jenen schrillen Schrei seines Sohnes denken. Auf dem Friedhof. In Gegenwart einer jungen Frau, die verführerisch schön aussah und wie alle Teufel der Hölle handelte.

Da war der Schrei wieder!

Greller, spitzer noch als der des jungen Achmud!

Ein Schrei der Todesangst!

Und Haddur wußte: So schrie nur eine Frau.

Eine dumpfe Vorahnung überfiel ihn.

Verzweifelt versuchte er, auf seinem Fahrrad schneller voranzukommen. Der Bergweg stieg hier schon gleichmäßig an. Dem Leutnant wurde es bei seinem Versuch, die Strecke bis zum Haus seiner Schwester schneller zurückzulegen, immer heißer ums Herz. Er schwitzte wie in einer Sauna.

Und er spürte, wie die Angst ihm in alle Knochen kroch. Hinauf und hinunter. Seine Knie wurden weich. Er fürchtete, seine letzten Kräfte zu verlieren, aufgeben zu müssen und vom Rad zu stürzen.

Dann sah er den schwachen Lichtschein, der aus dem Haus der Schwester auf die gespenstische Szene im Vorhof fiel.

Sah die vier tanzenden, heulenden, singenden Gestalten. Und den dampfenden Kessel, der an dem Ast hing.

Er fuhr so schnell er konnte.

Da erkannten ihn die vier Mädchen. Eines von ihnen löste sich aus der Gruppe. Es war Hiara, deren rotbraune Frisur im Lichtschein wie dunkles Gold schimmerte. Der Wind ergriff dieses Haar und faltete es auseinander.

Tausende von glänzenden Strähnen blendeten den Leutnant, wie eine explodierende Sonne kam ein greller Lichtschein auf ihn zu.

Er sah, wie das Mädchen Hiara die Arme ausbreitete. Dann zeigte sie kurz mit dem Finger auf ihn. Achmud Haddur glaubte, von einer Riesenfaust getroffen zu werden. Er verspürte rasende Schmerzen in der Brust. Da ließ er den Lenker des Fahrrads los und stürzte zur Erde.

Als er nach etlichen Minuten die Augen öffnete, sah er ein entsetzliches Schauspiel.

Er hörte die Formeln der beschwörenden Hexen, er hörte den monotonen Singsang in einer urfremden Sprache. Er sah, wie die Mädchen seine Schwester mit einer Flüssigkeit einrieben, die sie aus dem dampfenden Kessel schöpften.

»Trockene Kröten, Hundedärme, Teufelsdreck, nun wirket!« summte Clea.

Und Irina antwortete: »Macht weich das Blut und laßt es nie gerinnen, damit wir ewig unsere Rache neu beginnen.«

»Blut, bleibe flüssig, werde unser Trank«, sang Ana.

Als die Hexen gesättigt schienen, wurden sie wieder auf den Leutnant aufmerksam.

»Das ist Achmud Haddur, der Vater des jungen Achmud!« schrie Clea.

»Dann laßt ihn uns greifen«, sagte Hiara. »Ich möchte wissen, ob sein Blut auch so süß und belebend ist wie das seines Sohnes.«

Da drohte dem Leutnant eine zweite Ohnmacht.

Aber er zwang sich dazu, es nicht soweit kommen zu lassen.

Unter Aufbietung aller Kräfte rappelte er sich vom Boden auf, riß das Fahrrad hoch und schwang sich in den Sattel. Die vier Hexen verfolgten ihn, als er in schneller Fahrt den abschüssigen Bergweg

hinunterraste. Einmal sah er sich um. Er fürchtete schon, diese Hexenweiber könnten ihn einholen. Sie schwebten hinter ihm her, sie flogen fast. Aber die Steigung war jetzt zum Gefälle geworden. Und dieses Gefälle erhöhte von Sekunde zu Sekunde die Geschwindigkeit des Rades.

So entkam er den Hexen, die sich von ihm abwandten und sich wieder über seine Schwester hermachten.

Haddur fuhr, als ob er selbst der Teufel wäre. Er brauchte für die Strecke auf dem Rückweg keine Stunde. Auf der Hinfahrt waren fast vier Stunden in dem unwegsamen Gelände vergangen.

Jetzt wollte er alles auf eine Karte setzen.

Er trommelte eine kleine Mannschaft zusammen. Er bewaffnete sie mit den besten und stärksten Feuerwaffen, die sie zur Verfügung hatten. Er trommelte den Polizeiobersten in Ankara aus dem Bett. Er holte sich die Erlaubnis, zwei der Bereitschaftsfahrzeuge zu benutzen.

»Scheißdreck«, fluchte er vor sich hin. »Zwei alte Klapperkisten für ein Gebiet, das so groß ist wie das Sultanat meiner Vorfahren. Scheißarmes Land.«

Dann heizte er den beiden Fahrern ein, in Windeseile zu tanken.

Die Wagen brauchten keine vierzig Minuten, um den schmalen Bergweg bis zum Haus Frau Haddurs zu erklimmen.

Sie brauchten zehn Minuten zu lange.

Sie fanden den Kessel am Ast hängen, wie der Leutnant es ihnen gesagt hatte.

Sie fanden die Blutspuren von der grausigen Tat.

Sie fanden das Haus erleuchtet.

Von den Lamias fehlte jede Spur. Genau wie auf dem Friedhof, waren auch hier keine Fußabdrücke zu finden.

Von Frau Haddur war nichts zu sehen.

Achmud wußte, daß die Lamias sie mitgenommen hatten.

Wohin? fragte er sich.

Dann stellte er sich die gleiche Frage vom Morgen noch einmal.

Wann werde ich selbst an der Reihe sein?

***

Es war nicht der Zufall, der fünf Menschen an diesem Morgen auf den Weg nach Chattusa bringen sollte.

Der Zufall wollte gar nichts. Die fünf Menschen wollten es selbst.

Oder das Schicksal.

Zwei von ihnen hatten einen bekannten Beweggrund für ihre Reise. Es handelte sich um die junge Sekretärin Nicole Duval, die ihren Chef, den Professor Zamorra, von Ankara nach Chattusa begleiten sollte.

Das Motiv für die anderen drei Menschen war ganz anderer Natur.

Es waren drei Männer. So dachte man. Wenigstens beim ersten

Hinsehen.

Drei Männer bestiegen einen ziemlich verdreckten alten Landrover. Aber wer die Abfahrt beobachten konnte, mußte bald erkennen, daß es sich nur um zwei Männer handelte. Die dritte Person stand ihren Mann zwar auch. Aber es war eine Frau. In langen Männerhosen, einem derben Jackett und einem Hut, der verstaubt war wie der klappernde Landrover, der jetzt auf die alte Königsstraße gelenkt wurde.

Es war die alte persische Königsstraße, die einmal von Susa bis hinauf zum Schwarzen Meer geführt hatte. Heute hatte diese Stelle der Straße am oberen westlichen Euphrat nur noch Bedeutung für Menschen, die sich mit Geschichte und Archäologie befaßten.

Und gerade das taten die drei Menschen in dem Landrover. Der älteste von ihnen, ein Mann von vierundfünfzig Jahren, war der international bekannte englische Archäologe Rixby. Professor Steve Rixby war mit seiner Tochter und seinem Assistenten, dem jungen Ted Larryfair, an den Euphrat gefahren, um hier einige Ausgrabungen vorzunehmen.

Aber er mußte die angeheuerten Hilfsarbeiter aus Syrien und der Türkei bald wieder entlassen. Eine geheimnisvolle Kunde war in Windeseile durch das Land geeilt. In Chattusa hatte man nach einem heftigen Unwetter unter den Trümmern eines alten Palastes wertvolle Kunst und Gebrauchsgegenstände gefunden! Funde aus Silber, Kupfer und Gold. Die Boten meldeten, daß wertvolle Kannen und Pokale, seltener Schmuck und vor allem die begehrten alten Tafeln mit Inschriften darunter waren.

Professor Rixby hatte alles stehen- und liegenlassen und zum Aufbruch gemahnt. Gut, er hatte noch keine Genehmigung für eine Ausgrabung in Chattusa. Aber die würde er sich schnell in Ankara besorgen können. Sogar telefonisch, wenn es sein mußte. Rixby war dort in wissenschaftlichen Kreisen ein hochgeschätzter Mann. Er hatte nicht nur dem Museum seiner Vaterstadt in England, sondern auch den türkischen Museen und dem Land selbst große Dienste geleistet.

Pamela Rixby, seine sechsundzwanzigjährige Tochter, war Feuer und Flamme für das neue Vorhaben. Die Grabungen am Euphrat hatten Zeit.

Mit einem Augenzwinkern sah sie zu Ted Larryfair, dem Assistenten, hinüber. Er machte einen ziemlich gleichgültigen Eindruck. Euphrat oder Chattusa, was war das für ein Unterschied?

Der langgewachsene, etwas schlaksige junge Mann war eigentlich gegen seinen Willen zu diesem Beruf gekommen. Er hatte nur den Professor bewundert, der in vielen anerkannten Büchern einige Tontafeln in verschiedenen alten Sprachen entziffert hatte. In jahrelanger, mühsamer Kleinarbeit zwar, aber wer machte Rixby das

schon nach!

Dann war aus der Bewunderung eine Mitarbeit geworden. Und zu dieser Mitarbeit war schließlich noch seine Verliebtheit gekommen.

Die kesse, wendige, schlaue Pamela hatte es dem jungen Archäologen sehr angetan. Sie fühlte das, und sie ließ ihn absichtlich zappeln, weil sie ihn noch für ziemlich grün und unausgegoren hielt, wie sie selbst sagte.

Ted aber wußte nicht, wie er Pamela von seiner Liebe überzeugen konnte. Schließlich war Pamelas Vater eine Kapazität. Und Ted wollte nicht in den Ruf kommen, sich ins gemachte Nest zu setzen.

Oder gar noch auf das Privatmuseum des Professors zu spekulieren.

Geduldig ließ er die Kleinarbeit der Ausgrabungen über sich ergehen. Alte Mauern waren eben alte Mauern. Nichts als Steine und Staub. Und hin und wieder mal so eine angeknabberte alte Münze, lehmverschmiert und dreckig, für die man sich heute keine Coke mehr kaufen könnte. Oder so eine dämliche alte Schüssel, ein Krug ohne Henkel, der dann für zehntausend Dollar an ein Museum verscheuert wurde.

Nee, dachte Ted. Wenn da wenigstens mal mit so ‘ner schnuckeligen Mumie zu rechnen wäre! Süß und jung und frisch erhalten wie ein kühles Blondes im Eisfach!

Keine Abwechslung, so ein Job, dachte Ted Larryfair.

»Was denkst du, Ted?« fragte Pamela und setzte einen Schmollmund auf, weil er sich während der langen Fahrt kaum mit ihr unterhielt.

»Ich denke, wir sagen deinem Vater mal endlich Bescheid«, gab Ted zurück.

»Worüber denn?«

»Na, über alles. Daß wir heiraten werden. Und daß ich raus will aus dem ewigen Gebuddel in alten Mauerresten. Ich möchte einen Job an der Uni oder in einem passenden Institut.«

»Findest du den Job hier immer noch uninteressant?« fragte Pamela lachend.

»Das weißt du doch, Mädchen. Drei Wochen den Buckel krumm machen für nichts und wieder nichts, und dann als Ausbeute ein Dutzend alter Tonscherben. Ich möchte mich richtig ansiedeln können. Einen Studienplatz, einen Forschungsplatz finden.«

»Aber hier ist so viel Interessantes dabei«, verteidigte Pamela den Beruf ihres Vaters.

»Quatsch! Alles langweilig. So, als ob man Tag für Tag dieselben Affenhintern im Zoo begucken müßte. Nichts Neues, nichts Lebendiges. Es kotzt mich an, basta.«

»Und was würde der junge Lord einmal entdecken wollen, so in alten Mauern und Ruinen?«

»Ach, was echt Tolles«, sagte Ted. »Eine Mumie, die zum

Verrücktwerden hübsch und lebendig ist. Oder so ein richtig gruseliges Gespenst, das wäre mir noch lieber.«

Er ahnte nicht, daß sein Wunsch bald auf grausame Weise in Erfüllung gehen würde.

Es war Professor Rixbys Grundsatz, niemals in Hotels zu übernachten. Wenn er zu einem der internationalen archäologischen Kongresse fuhr, bemühte er sich, bei Freunden oder Kollegen unterzukommen. Und während der Ausgrabungsarbeiten wurde im Freien übernachtet.

Das Team war mit einem hochmodernen und geräumigen Zelt ausgerüstet, das selbst dem stärksten Unwetter trotzte.

Spät am Abend erreichten sie die Außenbezirke der Stadt Chattusa. Sofort machten sie sich daran, das Zelt aufzurichten. Ted Larryfair rammte den tragenden Mittelpfeiler in die Erde, und Pamela half ihren Vater beim Aufziehen der Zeltplane.

Der Boden wurde mit weiteren Planen bedeckt. Sie schützten vor Kälte und Nässe. Eine gewisse Gemütlichkeit wurde durch einige Felle und Langhaarteppiche erzielt.

Dann packte Ted die Schlafsäcke aus, während Pamela die letzten Bolzen durch die Halteringe in die Erde trieb.

Sie war gerade mit ihrer Arbeit fertig, als sie einen schrillen Schrei hörte.

Das Team war bei seinem Eintreffen wie Wesen von einem anderen Stern begafft worden. Zuerst waren es Kinder und Halbwüchsige, die dem Wagen mit Gejohle folgten und staunend das Aufrichten des Zeltes beobachteten. Bald hatten sich auch viele Erwachsene zu der Gruppe gesellt und sahen dem Treiben der seltsamen Fremden zu.

Pamela sah auf. Etwa zehn Meter vor ihr stand eine Frau. Im Schein der Fackeln erkannte Pamela die angstgeweiteten Augen der Fremden.

Die Frau starrte auf den Rest einer alten Stadtmauer.

Pamela mußte genau hinsehen, um zu erkennen, was die Ursache für den angstvollen Schrei war.

Dann sah sie das Unglaubliche.

Zwei unheimliche Wesen, in lange weiße Gewänder gehüllt, schwebten an der Mauer entlang, einem unbestimmten Ziel entgegen.

Aber das war nicht das Sonderbare, nicht das Erschreckende an der unbegreiflichen Erscheinung. Die beiden Frauen trugen eine dritte Frau in ihrer Mitte, die sich unter deren Zugriff hin und her wand!

Eine Sekunde darauf war der Spuk verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Ted Larryfair, der nicht an übermenschliche Kräfte und Erscheinungen glaubte, ließ den Hammer fallen, den er umspannt hielt, und wollte auf die Mauer zueilen. Er dachte eher, daß er der makabren Szene einer Folkloreveranstaltung beiwohnen könnte.

Pamela wollte ihn zurückhalten.
»Bleib hier, Ted«, rief sie ihm zu. »Es könnte dir etwas zustoßen!«
»Was denn?« gab er lachend zurück. »Von diesen Frauen etwa? Ich will sehen, was die treiben und wohin sie gehen.«
Auch die Frau, die den Schrei ausgestoßen hatte, beobachtete den jungen Engländer. Aus den Gesten verstand sie Teds Absicht. Sie trat vor ihn hin und hob beschwörend die Hände.
Ted verstand natürlich kein Wort von dem, was sie da vor sich hin sprudelte. Er erkannte nur, daß sie ihn davon abhalten wollte, den fremden Frauen nachzugehen.
»Lamias!« rief die Frau ganz verzweifelt aus. Dieser Ruf setzte sich in der Menge der Gaffer fort.
»Lamias!« rief einer dem anderen zu.
Da sah Ted Larryfair, wie die Mütter entsetzt ihre Kinder an der Hand nahmen und zurück in die schützenden Häuser eilten. In weniger als einer Minute war der Platz vor dem Zelt menschenleer.
Pamela versuchte noch einmal, Ted von seinem Vorhaben abzuhalten. Aber der ließ sich nicht beirren.
»Ein lustiger Mummenschanz, weiter nichts«, sagte er. »Ich studiere lieber das Leben fremder Völker als ihre zerfallenen Städte. Legt euch ruhig schlafen. Ich bin gleich wieder da.«
Mit schnellen Schritten ging er auf die morsche Stadtmauer zu, um die Stelle zu suchen, wo die drei Frauen verschwunden waren. Wie vom Nebel verschluckt, wie vom Inneren der Erde aufgesogen.
Professor Rixby legte seiner Tochter eine Hand auf die Schulter.
»Laß ihn, Pamela. Er ist jung. Und die Arbeit ist vielleicht wirklich zu eintönig und nüchtern für ihn. Laß ihm also die Abwechslung. Vielleicht ist es wirklich nur ein harmloser Spaß, den die Leute da treiben.«
Damit ging er ins Zelt und kroch in seinen Schlafsack.
Pamela blieb mit ihrer Unruhe allein zurück. Ihr sechster Sinn sagte ihr, daß etwas nicht mit rechten Dingen zuging.
Aber dann wurde sie von ihrer Müdigkeit überwunden. Die lange, beschwerliche Fahrt hatte sie sehr erschöpft. Sie überhörte sogar ihren knurrenden Magen und vergaß, noch etwas Eßbares zu sich zu nehmen.
Zehn Minuten später war auch sie eingeschlafen.
Das war genau in der Minute, als Ted Larryfair die kleine Öffnung in der alten Stadtmauer fand.

***

Der junge Archäologe war sich nicht sicher, ob die Frauen den Weg durch dieses Loch in der Mauer genommen hatten. Schließlich war es zu dunkel, um ihren Weg genau zu verfolgen. Sie hätten genausogut

weiter an der Mauer entlanggehen können, um an einer anderen Stelle die Stadt zu betreten.

Ted versuchte sein Glück und zwängte sich durch die Maueröffnung. Er mußte seine Augen anstrengen, um etwas erkennen zu können. Vor ihm lag ein wüstes, ödes Feld von eingestürzten Mauern. Überall lagen Steine umher. Er wurde sich allmählich bewußt, daß dieser Teil der Stadt nicht zu der neuen Siedlung gehörte. Das mußte ein alter Außenbezirk der historischen Stadt Chattusa sein.

Ganz in der Ferne erst erkannte er Lichter und die dunklen, schemenhaften Gebilde von Häusern.

Vorsichtig schritt er über das Geröll und tastete sich langsam voran. Vor jedem Schritt prüfte er mit dem Fuß den Untergrund. Erst dann wagte er, fest aufzutreten.

Es gab keinen Weg, nicht den schmälsten erkennbaren Pfad.

Aber da sah er ein Licht vor sich. Und seltsamerweise kam das Licht nicht von einer Fackel oder aus einem Fenster! Nein, der Lichtschein zuckte aus dem Erdboden auf!

Das mußte er näher überprüfen. Langsam ging er weiter. Er sah sich um. Keine Menschenseele. Also auch keine Gefahr. Niemand, der ihn plötzlich anspringen und überfallen könnte.

Ted war vollkommen ruhig. Er war sich der Gefahr nicht bewußt, in die er mitten hineinlief.

Plötzlich war der Lichtschein nicht mehr zu sehen. Ted ging langsam weiter. Zwanzig Meter, fünfzig Meter. Es wurden mehr als hundert Meter daraus.

Dann blieb er vor Staunen stehen.

Vor ihm öffnete sich ein gähnender Schacht, in den eine breite steinerne Treppe führte.

Unglaublich, dachte Ted.

Der junge Mann konnte jedoch nicht wissen, daß das Unwetter von vorgestern ganze Teile der alten Hethiterstadt unterspült und alte Mauern zum Einstürzen gebracht hatte. Große Teile der oberen Erdschichten waren weggeschwemmt worden, und dadurch war längst Verschüttetes wieder ans Tageslicht getreten.

Ted ahnte dies alles nur. Aber jetzt erwachte doch der Instinkt des Archäologen in ihm. So kalt und reizlos war dieser Beruf nun doch nicht für ihn!

Eine Treppe aus blendendweißem Marmor! Himmel, an welche Fundstätte hatte ihn da der Zufall geführt!

Er mußte der Sache auf den Grund gehen. Denn er war sich außerdem sicher, daß der Lichtschein von vorhin von dieser Treppe gekommen war!

Die Dunkelheit wurde so undurchdringlich, daß Ted zur Taschenlampe greifen mußte.

Der schmale Lichtkegel ließ ihn den Verlauf der Treppe deutlich erkennen. Furchtlos machte er sich daran, Stufe für Stufe hinunterzusteigen.

***

Zweimal kurz darauf sollte ihm der Mund offenstehen bleiben.

Das erstemal vor grenzenlosem Staunen, das zweitemal vor Schreck und Entsetzen.

Als Ted Larryfair am unteren Ende der Treppe angekommen war, traute er seinen Augen nicht.

Er hatte mit Trümmern und Schutt gerechnet, mit Staub von vielen Jahrhunderten. Mit Verwesung und kaltem Moder, mit Tod und Vergänglichkeit. Bestenfalls hatte er gehofft, einige brauchbare Überreste aus alten Zeiten zu finden, die Aufschluß über Leben und Kultur eines längst vergangenen Volkes geben könnten.

Aber das hier übertraf alle Erwartungen. Zumal der schwache Schein der Taschenlampe ihm nicht die ganze Pracht entfalten konnte, in der er sich befand.

Ted war in einen pompös eingerichteten Raum getreten, der wie das Privatgemach eines mittelalterlichen Sultans erschien! An den Wänden hingen die kostbarsten Gobelins und Hirtenteppiche. Ein geräumiger Diwan mit wertvollsten Stickereien stand am anderen Ende des Raumes. Überall Zeichen von Macht und Reichtum, überall unübersehbare Kunstschätze. Vasen und Krüge aus Kupfer und Gold, und der Boden bestand aus jadegrünen Kacheln, deren Ritzen mit echtem Gold und Edelsteinen ausgefüllt waren.

Das darf nicht wahr sein! dachte der junge Engländer. Hier trat man mit Füßen auf geschliffenen Diamanten herum! Die Versuchung trieb ihn dazu, zurückzulaufen und den Professor zu holen.

Der würde Augen machen, wenn er diese Fülle von Material für seine Forschungen sah!

Aber Ted gab dieser Versuchung nicht nach. Eine andere war noch stärker in ihm. Der eigene Forscherdrang ließ sich nicht mehr abschütteln. Ted wollte noch mehr erkunden.

Er war sicher, daß dieser Prunkraum nicht das einzige Zimmer unter der Erde war. Es mußte sich um einen ausgewachsenen unterirdischen Palast handeln!

Fieberhaft und ohne alle Vorsicht begann Ted Larryfair die neue Umgebung abzutasten. An der linken Seite des Raumes führten zwei Türen auf einen Korridor. Ted entschloß sich, diesen Flur später zu untersuchen. Am hinteren Ende, neben dem Diwan, sah er eine weitere Tür. Die beschäftigte sein Interesse am meisten.

Er ging darauf zu und öffnete sie. Er hatte erwartet, daß die Angeln kreischend aufheulen würden, wenn sie nach so langer Zeit zum

erstenmal wieder benutzt wurden.

Er blieb weiter ahnungslos. Er konnte nicht wissen, daß fast täglich menschenähnliche Wesen durch diese Tür gingen.

Er schloß diese Tür hinter sich und hielt den Schein der Taschenlampe auf den Boden gerichtet.

Auch dieser Flur war mit kostbaren Gegenständen ausgestattet.

Vor allem reizten die geschnitzten Truhen seine Aufmerksamkeit.

Der Flur führte zu einer schmalen Treppe. Ted folgte ihm. Zum erstenmal wurde er ein wenig unsicher, als er das obere Ende der Treppe erreicht hatte.

Vor ihm stand eine Statue, die wahrscheinlich einen alten Herrscher darstellte. In der rechten Hand des Standbilds sah Ted einen prächtigen kupfernen Krug.

Er konnte nicht widerstehen. Er mußte den Krug in die Hand nehmen. Er mußte ihn einfach fühlen, mit den Fingern den feinen Linien der eingravierten Ornamente folgen.

Ganz in Gedanken hielt er das kostbare Stück noch in der Hand, als er sich anschickte, die zweite Treppe hinunterzusteigen.

Zuerst sah er nichts. Dann spürte er plötzlich warme Zugluft auf sich zukommen. Hatte dieses unterirdische Gewölbe einen zweiten Ausgang? Vielleicht einen geheimen Ausgang, den ein furchtsamer Herrscher sich hatte bauen lassen?

Langsam folgte Ted den Windungen des Ganges. Das Gewölbe mußte länger als hundert Meter sein.

Plötzlich machte der Gang eine scharfe Biegung nach links. Und als Ted dem Bogen folgte und den nächsten Teil des Kellergewölbes betrat, fiel der Lichtstrahl seiner Taschenlampe auf etwas Weißes.

Es war ein Bündel von Kleidern, das jemand auf einen Stuhl gelegt haben mußte.

Ted ging näher heran und stieß mit dem Fuß gegen Metall. Er ließ den Lichtstrahl auf und ab gehen und erkannte mächtige Stäbe aus massivem Eisen.

Ein Gefängnis! schoß es ihm durch den Kopf. Hier hatte man früher Gefangene eingesperrt. Oder ausgehungert, gefoltert umgebracht.

Zum erstenmal überlief Ted Larryfair ein Schaudern.

Aber als sich das Kleiderbündel vor ihm auch noch bewegte, war es mit Teds Beherrschung vorbei. Er flog an allen Gliedern.

Das seltsame Wesen vor ihm war durch den Lichtschein geblendet und aufgeweckt worden.

Mit einem Sprung war der Fremde vor ihm. Er umklammerte die Eisenstäbe und stieß einen winselnden Laut aus. Ted wußte sofort, daß dieser Mann um sein Leben bettelte.

Aber er konnte ihm nicht helfen.

Klagende Wortfetzen drangen an seine Ohren. Worte, die er nicht

verstehen konnte. Er löste sich von dem schrecklichen Anblick und ging weiter.

In dem Nebenraum brauchte er nicht erst herumzuleuchten. Das Geschrei des Fremden hatte auch den Insassen dieser zweiten Zelle aufgeweckt.

Mit glasigen Augen starrte eine zweite seltsame Figur den jungen Engländer an. Ted sah die flehenden Gesten des Mannes, der dem ersten überraschend ähnlich sah. Es mußte sich um Brüder handeln.

Und dann sah Ted den dritten Mann. In der Zelle nebenan. Er war wesentlich jünger, aber auch hier war eine Verwandtschaft nicht zu übersehen.

Ted glaubte zu träumen.

Aber der nächste Augenblick belehrte ihn eines Besseren.

»Stell den Krug auf den Boden!« sagte eine weibliche Stimme hinter ihm.

Ted wirbelte herum und sah zwei Frauen auf sich zukommen. Er glaubte, die beiden Frauen von der Stadtmauer wiederzuerkennen.

Auch sie trugen diese langen, wallenden Gewänder.

»Wer seid ihr?« fragte er. Und natürlich verstanden sie ihn nicht.

Aber auch das glaubte er nur. Denn sie hatten ihn in seiner Muttersprache angeredet.

Jetzt wurde es Ted unheimlich zumute. Diese Frauen mußten Türkinnen sein. Allerhöchstens waren sie griechischer Abstammung.

»Stell den Krug auf den Boden!« kam der Befehl zum zweitenmal.

»Wer seid ihr?« fragte er noch einmal.

»Du wirst es erfahren, Fremder!« sagte eines der Mädchen. Es war Hiara, die rotschopfige Schwester, die neben Irina auf ihn zukam.

»Was wollt ihr von mir?« fragte er, und seine Stimme zitterte.

»Du wirst es erfahren«, sagte Hiara wieder.

Jetzt waren sie ganz nah bei ihm.

»Den Krug auf den Boden, Fremder!« kam der Befehl zum drittenmal.

Ted kam dem Befehl nach und stellte das Gefäß neben sich ab.

»Jetzt drehst du dich um und gehst uns voraus«, sagte Hiara.

Mechanisch, fast willenlos, begann Ted einen unheimlichen Weg.

Der Widerhall seiner Schritte brach sich in dem langen Gewölbe.

Das Ganze war so unwirklich, aber Ted fühlte sein Herz jagen, und demnach mußte alles Wirklichkeit sein.

Unheimliche Wirklichkeit.

»Jetzt links«, sagte Hiara.

Er wandte sich in die angegebene Richtung und fand sich vor einer Tür wieder.

»Öffne die Tür!« kam die befehlende Stimme des Mädchens.

Ted gehorchte.

»Geh hinein!«

Er tat es.

Einen Herzschlag später stockte ihm der Atem. Was er da vor sich sah, war so schrecklich und unheimlich, daß ihm die Sinne zu versagen drohten.

Hier waren zwei andere junge Frauen dabei, ein weiteres Opfer zu quälen. Auf eine grauenhafte Weise.

Das Opfer aber war niemand anders als Frau Haddur, die Schwester des Polizeileutnants.

»Seht mal, Schwestern«, sagte Hiara zu Ana und Clea.

Clea ließ von ihrem Opfer ab und sah gierig auf Ted Larryfair.

»Schön«, sagte sie nur.

Und Hiara trat vor den jungen Mann hin und sagte zu ihm: »Du hast den Palast unseres Vaters geschändet. Du bist gekommen, um uns auszurauben. Schweig!« brüllte sie ihn an, als er ansetzte, ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen. »Du bist kein Haddur, aber du bist ein Dieb und Eindringling. Also wirst du behandelt wie unser Todfeind, der uns geschändet hat.«

»Und außerdem bist du hübsch schlank«, sagte Clea. »Seht mal, Schwestern: Ist er nicht ein herrlich schlanker Mann?«

»Ja«, sagten die Lamias wie aus einem Mund.

»Was soll das?« fragte Ted. »Was wollt ihr von mir?«

Da zeigte Hiara auf die Schwester Achmud Haddurs.

»Wir wollen dich und dein Blut. Denn wir leben vom Blut der anderen, Fremder.«

Da stürzte sich Ted in einem Wutanfall auf die rothaarige Hiara.

Aber er kam nicht weit. Er kam nicht einmal an sie heran.

Clea trat dazwischen und hob den Arm. Als er sich senkte, glaubte Ted, einen Faustkeil auf sich zukommen zu sehen.

Der Schlag traf ihn zwischen den Augen. Da wurde es schwarz vor ihm, und er fiel zu Boden. Dort blieb er minutenlang ohnmächtig liegen.

***

Pamela Rixby erwachte aus einem unruhigen Schlaf. Nur die Erschöpfung vom letzten Tag hatte sie daran gehindert, früher zu erwachen und sich besorgt nach Ted umzusehen.

Es dämmerte noch, und Pamela mußte ihre Augen anstrengen.

Aber sie sah auch so mit einem Blick, daß Ted nicht zurückgekommen war. Er war ein schlanker Mann, aber ein benutzter Schlafsack würde niemals so schlaff herumliegen wie der von Ted!

Schnell kroch das Mädchen aus seinem eigenen Schlafsack, streifte einen Pulli über und stieg in ihre unvermeidlichen Hosen. Dann weckte sie ihren Vater.

»Ich habe gewußt, daß es schlimm ausgeht«, sagte sie mit

weinerlicher Stimme.
»Unsinn, Pamela«, versuchte der Professor sie zu trösten. »Vielleicht hat er sich in den Wagen gelegt, um zu schlafen. Du weißt doch, daß er auf dem Boden oft nicht zur Ruhe kommt.«
Das war ein schwacher Hoffnungsstrahl für Pamela. Sie eilte aus dem Zelt, hinüber zu der Stelle, wo sie den Landrover abgestellt hatten.
Sie kletterte aufs Trittbrett und sah ins Innere des Wagens.
Keine Spur von Ted.
Da überkam sie eine unheimliche Angst. Sie trieb ihren Vater an, sofort mit ihr zur Polizei zu fahren.
»Nach dem Frühstück«, bremste der Professor ihren Eifer. »Ich habe schon auf das Abendessen verzichtet, aber mein Frühstück will ich haben. Also, mach schnell ein paar Sandwiches zurecht, und ich setze inzwischen das Wasser für einen kräftigen Tee auf. Der wird uns beiden guttun.«
»Meinetwegen«, brummte Pamela. Ihre Ruhe war vollkommen dahin. Hastig aß sie einige Bissen, trank einen Schluck von dem heißen, belebenden Tee, dann saß sie schon im Wagen.
Ihr Vater lenkte den Landrover hinein in die Stadtmitte. Es war nicht schwer, nach der Polizeipräfektur zu fragen. Das Wort Polizei ist so international geworden, daß es auch ein Türke versteht, wenn jemand das Wort englisch ausspricht.
Aber für den Leutnant Achmud Haddur war der Besuch von weiteren Fremden einfach zuviel.
Schon in der frühesten Morgenstunde waren Professor Zamorra und Nicole Duval bei ihm erschienen. Er hatte ihnen, so gut er konnte, die Hintergründe über das Verschwinden von toten und lebenden Verwandten genannt. Seit der aufregenden Szene bei seiner Schwester und der halsbrecherischen Flucht auf seinem Fahrrad war er ein gebrochener Mann. Er war um Jahre gealtert.
Und nun tauchte auch noch dieser Engländer mit seiner Tochter auf. Und schon wieder ein Professor! Dieser Franzose sprach so wenig Türkisch, daß man ihm schon nichts Vernünftiges beibringen konnte. Die Kleine, die er da bei sich hatte, sah ja überaus appetitlich aus. Aber das half ihm jetzt auch nicht weiter.
Und nun noch ein englischer Professor dazu, der ihm eröffnete, daß über Nacht sein Assistent verschwunden war.
Achmud Haddur war einem Tobsuchtsanfall nahe.
Da lenkte Professor Zamorra ein. Er stellte sich und Nicole Duval dem Engländer und seiner Tochter vor, und bald war das Eis gebrochen. Der Polizeileutnant verfolgte das Gespräch der beiden Gelehrten, von dem er zwar nur wenige Worte verstand, denn sein Englisch war seit der Schulzeit so verschüttet wie die alte Stadt Chattusa selbst.

Es bildeten sich zwei Gesprächsgruppen. Zamorra sprach mit Professor Rixby, und Nicole nahm sich der verängstigten und verstörten Pamela an.

»Sie lieben ihn?« fragte sie kurzerhand.

»Wen?« fragte die erstaunte Pamela zurück.

»Den Assistenten Ihres Vaters?«

Pamela nickte stumm und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Wo haben Sie ihn denn zuletzt gesehen?« wollte Nicole wissen.

»Oben, an der alten Stadtmauer. Wir haben zwei Frauen beobachtet, die eine dritte Frau als Opfer weggetragen haben. Er hat es für die Zugabe für irgendein Volksfest gehalten. Ich habe ihn gewarnt, aber er wollte nicht auf mich hören.«

»Beruhigen Sie sich doch, Pamela«, sagte Nicole. »Wir haben ja immerhin einen Anhaltspunkt dafür, wohin er gegangen ist. Wenn Sie wollen, werden wir ihn gemeinsam suchen. Irgendwo muß er diese Lamias aufgestöbert haben. Vielleicht haben sie ihn überrascht und halten ihn gefangen. Aber trösten Sie sich. Lamias töten ihre Opfer nicht sogleich. Sie lassen sich lange Zeit damit.«

Nicole verschwieg der weinenden Pamela vorerst geflissentlich, was diese blutgierigen Hexen in der Zwischenzeit mit ihren Opfern trieben. Sie wußte nur, was aus der Unterhaltung zwischen Achmud Haddur und Professor Zamorra zu erfahren gewesen war. Aber auch das war zuviel, um diesem jungen verstörten Mädchen erzählt zu werden.

Pamela wäre am liebsten sofort losgezogen, um Ted Larryfair zu suchen.

Da erzählte Nicole ihr in kurzen Worten, daß die gefürchteten Lamias noch andere Opfer in ihrer Gewalt hatten. Und daß sie tagsüber nie zu fangen wären. Nur in der Dämmerung und in der Nacht konnte man diese unheimlichen Wesen entdecken.

Die beiden Mädchen wurden innerhalb von zehn Minuten zu Freundinnen. Nicole versprach Pamela, am Abend zu dem Platz zu kommen, wo sie den Landrover parken würden.

»Wird es Ihr Professor denn erlauben?« fragte Pamela ängstlich.

»Ich bin erwachsen und frage ihn nicht«, gab die hübsche Nicole Duval zur Antwort. »Ich werde vielleicht am Nachmittag eine Stunde schlafen können. Aber die Nacht in unserem dunklen Hotel war mir unheimlich. Ich bin froh, daß ich da weg kann.«

Inzwischen hatten Professor Zamorra und Steve Rixby versucht, den Leutnant zu bewegen, ihnen einen Polizeitrupp zur Verfügung zu stellen. Aber dieser machte eine grausame Bestandsaufnahme.

Sein Sohn war in der Gewalt der Lamias. Seine Brüder, wie dieser aus den Gräbern geholt, waren ebenfalls Gefangene der vier Hexen, genau wie seine Schwester.

Nur sein Bruder und er selbst waren in Sicherheit. Der dritte lebende

Bruder, der von Achmuds beiden Beamten verständigt worden war, hatte in der Wohnung des Leutnants Zuflucht gesucht.

»Aber sie sind uns genauso auf den Fersen wie den anderen, meine Herren«, versuchte sich der Leutnant auf Englisch. Es wurde eine Mischung aus Englisch, Türkisch, Französisch und anderen undefinierbaren Dialekten daraus.

Zamorra und Rixby verstanden nur so viel, daß sich in der ganzen Stadt kaum jemand aus dem Haus wagte. Niemand war sicher, ob es die Hexen nur auf die Haddurs abgesehen hatten. Jeder fürchtete, selbst der Blutgier dieser Bestien ausgesetzt zu werden.

»Sie werden kaum einen Polizisten finden, dessen Amtseifer grö- ßer ist als seine Furcht vor diesen mordenden Frauen. Und Sie, Professor Rixby, werden auch nicht einen Arbeiter finden, der Ihnen bei den Ausgrabungen hilft. Sie könnten ihm das Zehnfache bieten, das sie normalerweise an Lohn zahlen. Die Angst sitzt allen zu tief in den Gliedern.«

»Dann bleibt uns nichts übrig, als es auf eigene Faust zu versuchen«, stellte Zamorra grimmig fest.

Professor Rixby versicherte ihm, daß er ihm bei der Suche helfen würde.

»Aber die Hexen vernichten Sie niemals!« warnte der Leutnant.

»Gegen die geheimen Kräfte der Lamias werden Sie nie ankommen.«

»Ich habe mit anderen geheimen Kräften schon andere Dämonen zur Strecke gebracht«, sagte Zamorra nüchtern und ohne Stolz. »Ich werde diese Lamias finden und unschädlich machen. Warum hätte ich daheim in Frankreich denn gewußt, daß es sich um einen Akt von so scheußlichem Vampirismus handelt?«

»Sie haben…?« fragte Achmud Haddur ungläubig.

»Ja, habe ich Ihnen das nicht gesagt? Ich habe in meinem Schloß an der Loire das Bild eines Mannes gesehen, dem eine Frau das Blut aussaugte.«

»Unglaublich!« sagte der Polizeileutnant.

»Gar nicht unglaublich«, entgegnete Professor Zamorra. »Warum habe ich dann ausgerechnet einen Flug nach Ankara gebucht? Ich mußte also wissen, daß sich die Tat zumindest in der Türkei abgespielt hat. Können Sie mir sagen, Leutnant, warum ich von Ankara unbedingt nach Chattusa fahren mußte? Wo Ihr Land doch so groß ist?«

Der Leutnant glaubte, es plötzlich mit einem Geist zu tun zu haben.

»Und wie – woher wissen Sie das alles? Sind Sie telepathisch beeinflußt, Professor?«

»Es ist nichts als eine äußerste Konzentration auf alles Geistig-Seelische«, erklärte der Professor. »Von da aus finden wir alles, was sich in der Materie abspielt. Und natürlich hilft mir dies hier dabei«,

sagte er, öffnete einen Knopf seines Hemdes und holte das Amulett hervor, das er an einer kleinen Kette um den Hals trug.

Dem Leutnant verschlug es die Sprache.

»Und Sie glauben, daß Sie das Versteck der Lamias finden werden?« fragte Achmud Haddur.

»Dessen bin ich ganz sicher«, erwiderte Zamorra. »Meine Sinne führen mich Stück um Stück an den Ort des Verbrechens und an die Täter heran. Zuerst Paris-Ankara. Dann Ankara-Chattusa. Jedesmal ein folgerichtiger Weg.«

Die Zwischenlandung in Athen brauchte er dem verdutzten Leutnant ja nicht auf die Nase zu binden.

»Und nun?« fragte der verblüffte Leutnant weiter.

»Und jetzt bitte ich Sie, mich wenigstens zu Ihrem Familienfriedhof zu begleiten. Das wird mein nächster Weg sein.«

»Und dann?«

»Dann werde ich vielleicht schon den letzten Schritt tun können, Leutnant. Ich werde direkt auf das Versteck der gefürchteten Lamias zugehen.«

»Und Ihr Leben verlieren!« konterte der Leutnant prompt.

Professor Zamorra lächelte.

»Ich schätze vier Frauen für zu schwach ein, um mich in die Knie zu zwingen«, meinte Zamorra. »Selbst wenn sie Hexen sind oder Lamias, oder wie sie hier auch genannt werden sollten.«

»Ich begleite Sie zum Friedhof«, sagte der Leutnant.

Auch Professor Rixby ging mit. Pamela und Nicole Duval beschlossen, sich die Neustadt anzusehen und ein geeignetes Restaurant zu suchen.

»Vorsicht, Nicole«, warnte Professor Zamorra noch. »Hier gibt es kein Schweinefleisch. Aber es kann passieren, daß man Ihnen einen delikaten Hundebraten vorsetzt.«

»Pfui Teufel«, entfuhr es Nicole. »Dann kann man hier ja gar nichts essen.«

»Versuchen Sie es mit einem der schmackhaften Würzbrote«, erwiderte Zamorra. »Und dazu soll ein bestimmter Dattelwein ausgezeichnet schmecken.«

»Danke«, rief die junge Sekretärin ihrem Chef nach.

Was die bildschöne Französin in der nächsten Stunde mit der Engländerin in ihrem Hotel versuchte, war fast so unglaublich, wie der Leutnant die geheimnisvollen Künste Zamorras ansah.

Nicole Duval, nicht viel über zwanzig, gut gebaut und hübsch, saß in einer öden Stadt zwischen alten Steinen und Staub. Und sie saß mitten in einer Geschichte, in der es um gierige Lamias und verschwundene Tote ging.

Aber der Charme der jungen Französin machte sich selbst hier breit.

Sie zeigte Pamela Rixby, wie man sich die schönsten Frisuren machte! Gelockt für den Morgen, mit einem Ponykopf fürs Büro, und dann die festliche Abendfrisur fürs Theater.

Pamela fand nichts dabei. Sie sah die Schönheit dieses jungen Mädchens neidlos an.

Wer so schön war wie Nicole Duval, dachte sie, der durfte sich auch einmal unglaublich benehmen.

Ganz und gar nicht unglaublich benahmen sich die beiden Mädchen, als es auf den Abend zuging.

Da ging es um ein härteres Thema.

Ein Thema, für das man keine geeignete Frisur auszusuchen brauchte.

Da galt es nur, allen Mut zusammenzunehmen.

***

Nicole Duval nahm mit Professor Zamorra gemeinsam das Abendessen ein. Dabei sah sie mehrmals auf die Uhr. Das fiel ihrem Chef natürlich auf.

»Haben Sie noch etwas vor heute abend?« fragte er.

»Ich will mich mit Pamela treffen«, sagte Nicole und schürzte die Lippen herausfordernd.

»Aha. Sie haben schnell Freundschaft geschlossen, nicht wahr?«

»Ja. Sie ist ein liebenswerter Mensch. Und ich habe gleich gefühlt, daß sie in diesem Zustand der Ungewißheit jemanden braucht.«

»Gut, Nicole. Ich sehe, daß Sie weg wollen. Ich möchte Sie nicht aufhalten.«

»Danke, Professor.«

Nicole erhob sich und gab ihm die Hand. Als sie an ihm vorüber zur Tür gehen wollte, hielt er sie am Arm zurück.

»Was haben Sie an Ihren Ohrläppchen?« fragte er.

»Was soll ich da haben?« fragte sie überrascht.

»Ich meine diese köstliche Duftnote.«

»Ah!« machte Nicole, wie es nur eine Französin kann. »Das ist Péché de Nuit, Professor.«

»O la la! Sünde der Nacht? Klingt sehr hübsch, Nicole.«

»Noch nie davon gehört?« fragte sie keß.

»Gehört schon«, sagte Zamorra. »Aber noch nie gerochen.«

»Untertreiben Sie nicht, Professor«, sagte Nicole und ging gerade wie ein Mannequin zur Tür.

Der Professor sah auf die Uhr.

Er rechnete sich das etwas anders aus.

Eine Stunde würde er Zeit haben. Frauen brauchen gewöhnlich eine Stunde vom Gutentagsagen bis zum Aufbruch. Er wußte, daß diese beiden Mädchen auf eigene Faust operieren wollten. Vielleicht wollte

Nicole ihn nicht drängen, ihr und Pamela bei der Suche nach Ted Larryfair zu helfen.

Aber er kannte die Gefahr, in die sich die Mädchen begaben, besser als die beiden.

Er würde also eine Stunde zugeben und dann den Frauen folgen.

Die Richtung kannte er ja. Er wußte, daß man Ted Larryfair zuletzt an der alten Stadtmauer gesehen hatte. Er würde also dort im Schutz der Dunkelheit warten.

Hauptsache, die Mädchen würden nicht erschrecken, wenn er plötzlich auftauchte.

Aber auch das mußte er in Kauf nehmen.

Professor Zamorra hatte nur mit einem Umstand nicht gerechnet.

Das Zelt der Rixbys war nicht gerade eine hochgemütliche Behausung. Es lud eine Frau vom Format einer Nicole Duval nicht zu langem Bleiben ein.

Die Sekretärin des Professors war noch keine fünf Minuten in Pamelas Zelt, als die beiden Mädchen Arm in Arm davongingen.

Nicole hatte eine kleine Pistole in der Handtasche. Für jeden Fall.

Aber ihr fiel noch etwas anderes ein.

Pamela fiel auf, daß sich Nicole alle zehn Schritte nach vorn bückte.

»Was ist?« fragte sie die Französin. »Drückt Sie der Schuh?«

»Nein«, gab Nicole zur Antwort. »Aber ich kenne den Professor. Er glaubt nicht, daß ich mit Ihnen nur einen kleinen Plausch abhalten will. Er weiß nur zu gut, was wir vorhaben.«

»Wirklich?«

»Ganz bestimmt«, sagte Nicole.

»Aber weswegen bücken Sie sich dann immer?«

»Weil heute abend dem Professor zum erstenmal mein Parfüm aufgefallen ist.«

»Das verstehe ich nicht.« Pamelas Blicke bohrten sich durch die Dunkelheit in Nicoles Gesicht.

»Ganz einfach«, sagte die hübsche Französin an ihrer Seite. »Ich hinterlasse eine Duftspur. Mein Parfüm heißt Sünde der Nacht.«

»Das klingt ja verheißungsvoll«, meinte Pamela Rixby.

Aber das, was sie erwartete, war alles andere als verheißungsvoll zu nennen.

Es sollte zu den grauenvollsten Stunden der beiden jungen Mädchen werden, die sie jemals erlebt hatten.

***

Die alte Stadtmauer war in weniger als einer Minute erreicht.

»Da sind sie entlanggegangen«, sagte Pamela zu ihrer Begleiterin.

Sie sagte es im Flüsterton, so, als dürften sie sich schon hier nicht verraten.

»Und wo sind sie verschwunden?« fragte Nicole.

»Ich weiß es nicht genau. Es schien, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Aber es konnte auch an der Dunkelheit liegen. Ich schätze jedenfalls, daß es etwa in der Mitte der Mauer gewesen sein muß.«

»Dann untersuchen wir die Mauer einmal genau«, schlug Nicole vor.

Schweigend legten sie den nächsten Wegabschnitt zurück.

»Hier!« sagte Pamela plötzlich. »Hier ist eine Öffnung im Mauerwerk.«

Nicole folgte der Engländerin an die angegebene Stelle.

»Richtig. Hier könnte auch ein Mensch bequem durchkommen.«

»Aber sicher ist es nicht, ob die Hexenweiber diesen Weg genommen haben.«

»Dann suchen wir die Mauer einfach bis zum Ende ab«, meinte Nicole.

Wortlos ging sie voran. Immer wieder bückte sie sich und sorgte dafür, daß neue Duftspuren auf der Wegstrecke blieben, wie sie sich ausgedrückt hatte.

Nach dreihundert Metern war die Mauer zu Ende, ohne daß sie noch ein Loch von der Größe des ersten entdecken konnten. Nur kleinere Spalten waren hier und da zu sehen, herausgebrochene Felsbrocken lagen an vielen Stellen. Aber durch solch schmale Schlitze würde sich niemals ein Mensch zwängen können.

An einer anderen Stelle war ein Teil des Mauersimses eingestürzt.

Auch hier wäre niemand auf die Idee gekommen, mit dem schweren Gewicht seines Opfers hinüberzuklettern. Es wäre viel zu beschwerlich gewesen.

»Also standen wir schon vor dem richtigen Durchgang«, sagte Nicole leise. Pamela nickte zustimmend. Dann machten beide kehrt und gingen den gleichen Weg zurück.

Nach wenigen Minuten fanden sie die Öffnung in der Mauer wieder. Ohne zu zögern stieg Nicole als erste hindurch. Pamela folgte ihr sofort. Dann standen die beiden Mädchen auf dem Gelände von altem Gestein und Geröll, das Ted Larryfair genau vierundzwanzig Stunden vor ihnen überquert hatte.

»Wohin?« fragte Pamela.

Nicole Duval zuckte mit den Achseln.

Schritt für Schritt tasteten sich ihre Füße auf dem steinigen Gelände voran. Das war also die alte Stadt Chattusa gewesen? Wie konnten denn hier überhaupt noch Menschen leben? Sie müßten ihr Dasein ja unterirdisch verbringen. Nicole wollte nicht recht daran glauben.

Sie wußte andererseits aber auch nicht, wo sie in diesem Gelände mit der Suche beginnen sollte. Konnte man hier überhaupt einen Eingang zu jener unterirdischen Welt finden? In diesem Chaos von Dunkelheit und Trümmern?

Plötzlich sah sie vor sich einen Lichtschein. Er kam von der Treppe her, die auch Ted Larryfair entdeckt hatte.

Nicole und Pamela sahen im Schein einer Fackel einen Mann vor sich stehen.

»Kommen Sie«, sagte er. Sie verstanden natürlich seine Sprache nicht. Aber die einladende Geste seiner Hand konnten sie nicht übersehen. Wollte er sie zu den Lamias führen? War er ihnen entgegengekommen? Oder gab es einen dritten Grund für sein Auftreten?

Diesen dritten Grund konnte sich Nicole nicht ausmalen. Sie bedauerte aufs äußerste, nicht die magischen Kräfte Zamorras zu besitzen.

Die Handzeichen des Mannes waren aber ganz unmißverständlich.

Mit Sicherheit war es eines der Opfer, das den Lamias entkommen sein mußte.

Nach den Berichten Achmud Haddurs schloß Nicole, daß es sich um den Sohn des Leutnants handeln mußte. Da sah sie die vielen Kratz- und Bißwunden an seinem Körper und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Trotz des ganzen Schauers, der in dieser gespenstischen Szene lag. Aber das feine, kaum angedeutete Lächeln galt den Künsten ihres Chefs.

Hatte er die erste Szene, in der ein solcher Überfall auf einen Mann geschah, nicht schon in Frankreich bildlich vor Augen gehabt?

Nicoles Lächeln war nur ein Zeichen ihrer Anerkennung und Bewunderung. Wie hatte sie vorher an den übernatürlichen Gaben dieses faszinierenden Mannes nur zweifeln können!

Als sie eine Frage an den jungen Haddur stellen wollte, wurden dessen Augen plötzlich leblos. Er drehte sich um, zeigte die Treppe hinunter, als wollte er den beiden Mädchen die Richtung weisen.

Aber er wollte sie nur warnen.

Im nächsten Augenblick entfiel die Fackel seinen Händen. Er wurde bleich wie ein Totengewand. Dann stürzte er nach vorn, kippte einmal um die eigene Achse und fiel auf den Boden.

Nicole sprang hinzu und hob die Fackel auf. Sie sah seine blasse Haut, die blutleeren Lippen. Da wußten beide Mädchen, was geschehen war. Die Lamias hatten das Blut dieses jungen Mannes bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken! Dann hatten sie ihn ziehen lassen. Er würde nicht mehr weit kommen. Sein Leben war ausgehaucht und sein Körper wieder dem Grab preisgegeben.

Eine Minute lang zögerten sie. Aber dann faßten sie sich ein Herz und stiegen die Treppe hinunter.

Der Fremde hatte noch einen Funken Atem in sich.

»Zurück!« hauchte er mit dahinschwindender Kraft. »Sie haben mich verhext – ein Zaubertrank – ein Gift – ich sollte euch nur

hereinlocken…«

Dann erstarb seine Stimme. Nicole und Pamela hörten sie nicht mehr.

Und hätten sie die Worte gehört, sie hätten ihren Sinn nicht verstanden, weil diese Sprache ihnen zu fremd war.

So näherten sie sich Meter um Meter ihrem Verderben.

***

Zuerst fanden sie den prachtvoll ausgestatteten Raum, durch den auch Ted Larryfair gegangen war. Auch sie ließen sich von dem Prunk nicht lange beeindrucken.

Ihr Ziel war das Versteck der Lamias!

Nach kurzem Zögern entschlossen sie sich, durch eine der linken Türen zu gehen. So konnten sie nicht den Flur mit den Zellen der Geiseln erreichen.

Dafür kamen sie über einen zweiten Flur in einen weiteren Raum, der noch pompöser ausgestattet war als der erste. Nicole wollte Pamela zurückhalten, aber die junge Engländerin ging unbeirrt und ohne jede Vorsicht weiter.

Sie ging bis zur Mitte des Raumes und sah sich gründlich um. Keine Spur von Ted. Keine Spur von den blutgierigen Hexen!

Nicole warf noch einen prüfenden Blick in beide Richtungen des Flurs, dann betrat sie ebenfalls den Raum.

Nichts rührte sich. Aus diesem Zimmer führte keine weitere Tür, so daß sie also beim Verlassen wieder den Flur betreten mußten.

Sie hatten kaum einen dritten Raum betreten, als hinter ihnen die Tür ins Schloß fiel.

Erschreckt fuhren beide herum.

Da sahen sie Ana und Clea vor sich stehen.

Die beiden Lamias trugen diesmal lange Gewänder in Purpurrot.

Ihre Lippen waren blutverschmiert. Mit Grausen dachten Nicole und Pamela an den jungen Mann, der auf der Marmortreppe tot hingestürzt war.

Nicole trug noch die Fackel, die der Mann bei sich gehabt hatte.

Sie wollte an den Revolver in ihrer Tasche kommen. Aber sie konnte nicht die Tasche öffnen, die Waffe herausnehmen und gleichzeitig die Fackel halten.

In der nächsten Sekunde flog die brennende Fackel wie ein Wurfgeschoß durch die Luft. Nicole hatte auf Clea gezielt, die sie instinktiv als die älteste der Hexen und als deren Anführerin erkannt hatte.

Die Lamia gab einen gurgelnden Laut von sich, als sie die glutrote Fackel auf sich zukommen sah. Nicole konnte erkennen, daß sich die Augen der Hexe vor Furcht weiteten. Da wußte sie, daß man die Lamias mit Feuer bezwingen konnte.

Aber woher noch mehr Fackeln nehmen, um dem grausamen Treiben der Lamias ein Ende zu machen?

Clea wich zur Seite und brachte sich außer Gefahr.

Da hatte Nicole ihren kleinen Revolver schon schußbereit.

Dreimal hallten kurz hintereinander die Schüsse durch den Raum.

Ihr dröhnendes Echo setzte sich über den ganzen Flur fort.

Clea lachte höhnisch auf. Mit Kugeln konnte man ihr nichts anhaben.

Da wagte Nicole einen letzten Angriff. Ana und Clea trugen nur zwei brennende Kerzen als Lichtquellen. Sie schienen sich entweder vor dem Feuer oder dem stärkeren Licht von Fackeln zu fürchten.

Mit einem gewaltigen Sprung war Nicole Duval bei Clea und versuchte eine Art Karateschlag auf den Arm der Lamia.

Wieder lachte die Hexe höhnisch auf und versetzte Nicole mit der freien Hand einen Stoß, daß das Mädchen fast durch den ganzen Raum gewirbelt wurde. Der Schlag war von übermenschlicher Kraft. Obwohl es nutzlos war, zielte Nicole noch einmal und schoß.

Diesmal war sie vollkommen sicher, daß sie getroffen hatte. Aber auch dieser Schuß zeigte keinerlei Wirkung.

Die Lamia taumelte nicht einmal, als die Kugel mit der ganzen Wucht des Aufschlags ihre Brust traf.

Nicole hörte einen leisen, dumpfen Ton, als die Pistolenkugel auf den Teppich fiel.

In diesem Augenblick wußte sie, daß sie verloren war. Pamela hatte dem kurzen Kampf regungslos und stumm zugesehen.

Jetzt versuchte die Engländerin, durch die noch offenstehende Tür zu gelangen. Ihr Plan war, die auf den Flur gefallene Fackel zu greifen und ins Zimmer zurückzuschleudern. Der Teppich würde Feuer fangen. Auch sie hatte die Angst der Lamias vor dem roten, brennenden Element erkannt. Wenn es ihnen gelingen würde, das Zimmer in Brand zu stecken und die Tür zu schließen, könnten sie den Lamias den Rückweg abschneiden.

Pamela kam bis zur Tür. Dann aber wurde sie wie von einer Riesenfaust zurückgeworfen. Cleas Faustschlag hatte sie getroffen wie vorhin Nicole.

Pamela gab auf. Nicole machte noch einen Versuch, mit einem Hocker auf Clea einzudringen. Da vertrat ihr Ana den Weg und schlug ihr die harte hölzerne Waffe wie einen Strohhalm aus der Hand.

»Genug jetzt!« schrie Clea die bei den Mädchen an. »Ihr habt gezeigt, wie schön ihr spielen könnt. Nun aber wird es Zeit, euch die ernste Seite eures Besuchs begreiflich zu machen. Folgt mir! Du, Ana, gehst hinter ihnen, damit du sie beobachten kannst.«

»Was habt ihr mit uns vor?« fragte Nicole.

»Das werdet ihr gleich erfahren!« sagte die älteste der Lamias und wandte sich zum Gehen.

Diesen Augenblick nutzte Nicole aus. Ana wartete, daß die Mädchen an ihr vorbeigingen und Clea folgten. In dieser Sekunde waren sie also von Clea unbeobachtet.

Mit einem katzenartigen Satz war Nicole an Anas Kehle. Verbissen drückten ihre Hände zu. Ana ließ ihre Kerze zu Boden fallen und versuchte, sich zu befreien.

Aber auch Pamela war sofort hinzugesprungen. Sie riß der Lamia beide Arme auf den Rücken, während Nicole auf die Untote einschlug.

Zu zweit hätten sie die Hexe wahrscheinlich überwältigen können.

Aber da hörte Clea, die ahnungslos vorausgegangen war, den röchelnden Atem der Schwester.

Mit schnellen Schritten kam sie zurück, ging um die immer noch lodernde Fackel herum und riß mit einem Ruck die junge Französin hoch.

Sie besaß übermenschliche Kräfte, zerrte Ana und auch Nicole mit einem einzigen Griff vom Boden hoch.

Dann spürte Nicole einen brennenden Schmerz in der Magengrube. Ana hatte sich von Pamela losreißen können und schlug wie wild auf die Französin ein.

Dem Mädchen schwanden für einen Augenblick die Sinne. Als sie wieder zu sich kam, lag sie noch auf dem Teppich. Pamela stand völlig leblos an der Wand im Flur draußen. Und über sich sah Nicole die höhnischen, triumphierenden Gesichter der Lamias, die zu Fratzen verzerrt waren.

Die Hexe Clea machte nur ein kurzes Handzeichen.

Nicole und Pamela mußten sich fügen.

Unter Schmerzen erhob sich Zamorras Sekretärin und ging hinter Clea her. Ana versetzte Pamela einen Stoß, daß diese nach vorn taumelte und erst nach wenigen Schritten wieder aufrecht gehen konnte.

Der Weg führte durch den ersten prachtvollen Raum zurück.

Dann durchschritten sie die Tür, die zu dem anderen Flur führte. Sie hatten gerade die scharfe Biegung erreicht, als Nicole aufschrie.

***

Sie hatte die beiden leblosen Körper, die verkrümmt am Boden lagen, als erste gesehen. Im matten Schein der beiden Kerzen sah sie die nackten, blutüberströmten Leichen.

»Ihr Mörderinnen!« rief Pamela mit anklagender Stimme. »Ihr habt sie umgebracht!«

Clea wandte sich um und sah mit giftigen Blicken auf die Mädchen.

»Im Gegenteil«, sagte sie, »wir haben sie nach dem Tod so präpariert, daß ihr Blut noch weiter durch ihre Adern fließt. Wir haben ihr Blut getrunken, und jetzt sind sie tot. Wir morden nicht, Nicole Duval. Wir

trinken nur das Blut unserer Opfer.«

»Ja, bis sie sterben!« schrie Nicole auf. Ihr Entsetzen hatte sie nicht einmal merken lassen, daß die Lamia ihren Namen genannt hatte.

Ihr ganzes Wesen war mit der schändlichen Tat dieser Lamias beschäftigt.

Und irgendwie wußte sie, daß sie diesen Hexen erbarmungslos ausgeliefert war und das Schicksal der anderen Opfer teilen würde.

»Weiter!« rief Clea und ging wieder voran.

Den Mädchen blieb nichts anderes übrig, als der Lamia zu folgen.

Sobald Nicole oder Pamela den Schritt verlangsamten, wurden sie von Ana brutal vorangestoßen.

Als Clea die Tür zu einem riesigen steinernen Gewölbe aufstieß, versagten den Mädchen fast die Sinne.

Nicole glaubte, in einer mittelalterlichen Folterkammer zu sein.

Auf einem riesigen Steinblock, der wie ein alter Opferstock einer unheimlichen Religionszeremonie anmutete, lag ein gefesselter Mann.

Nicole kannte ihn nicht. Aber der Mann war jung, schlank und sehr hoch gewachsen. Da wußte Nicole Duval, daß es sich nur um Ted Larryfair handeln konnte.

Schnell wandte sie sich um und zeigte auf Pamela.

»Laßt dieses Mädchen draußen«, sagte sie mit flehender Stimme.

»Erspart ihr diesen gräßlichen Anblick.«

»Im Gegenteil«, sagte Ana mit einem ekelerregenden Grinsen. »Pamela wird glücklich sein, ihren Liebsten wiederzusehen.«

Pamela ahnte, was sie erwartete. Nicoles Gesicht war so farblos geworden, daß sie das Schlimmste befürchtete. Aber sie wollte Ted um jeden Preis sehen.

Schluchzend ging sie an Nicole und der ältesten Lamia vorbei und betrat das kühle Gewölbe, aus dem ihr ein Geruch von Moder und Blut entgegenwehte.

Dann sah sie den jungen Mann. Sah die Fesseln, die tief in sein Fleisch einschnitten. Sah die rothaarige Hiara, die neben dem Steinblock kniete.

Pamela verlor die Nerven.

Sie stürzte auf den Gepeinigten zu und vergrub ihr Gesicht an seiner Brust. Sekunden später brach sie neben dem Opferblock zusammen.

***

Professor Zamorra ließ sich mit einem Taxi vom Hotel in der Neustadt abholen. Er hätte die Ruinenstadt von Chattusa zwar auch zu Fuß erreichen können, aber er wußte, daß er seine Kräfte für wichtigere und wahrscheinlich gefährlichere Dinge aufheben mußte. So wollte er sich den halbstündigen Fußmarsch ersparen.

Er ließ sich bis zu Professor Rixbys Zelt fahren und entlohnte dort

den Taxifahrer.
Der Engländer begrüßte ihn freundlich und führte ihn ins Zelt.
Erstaunt sah Zamorra, daß die Mädchen nicht anwesend waren.
Mit einer üblen Vorahnung erkundigte er sich nach ihnen.
»Die beiden waren sehr unternehmungslustig«, gab Steve Rixby zur Antwort. »Sie haben es keine fünf Minuten hier ausgehalten und sind gleich darauf losgezogen.«
»Dann muß ich schleunigst hinterher«, sagte Zamorra. »Ich fürchte, daß sie in größter Gefahr sind.«
»Kann ich mitkommen?« fragte Professor Rixby.
Zamorra wehrte ab.
»Lieber nicht«, sagte er. »Aber Sie können mir trotzdem helfen. Ich habe bei Leutnant Haddur eine Nachricht hinterlassen. Ich habe mir vorgenommen, diese Lamias heute nacht endgültig aus der Welt zu schaffen. Vielleicht wird es nötig sein, daß wir bis zum nächsten Morgen warten. Entweder werden wir Fackeln brauchen oder sogar einen Scheiterhaufen, den wir anzünden. Die Lamias sind nur mit Feuer oder Licht zu überwältigen.«
»Mit Licht?« fragte der Archäologe erstaunt.
»Ja. Diese Hexenweiber scheuen das Tageslicht wie das Feuer. Ich weiß noch nicht, wie ich vorgehen werde. Das hängt von der Lage ihres Verstecks ab und natürlich vom Zustand ihrer Gefangenen. Vielleicht kommt mir ein Überraschungsmoment zugute. Dann brauchen Sie sich nicht einzuschalten. Falls ich aber in drei Stunden nicht zurück bin, fahren Sie bitte zur Stadt und geben Leutnant Haddur Bescheid. Sie könnten ihm Ihren Landrover als Mannschaftswagen zur Verfügung stellen. Er soll seinen Leuten die Furcht ausreden und sicher sein, daß keinem etwas geschieht. Er soll möglichst viele Männer mitbringen. Und eine ausreichende Zahl von Fackeln und Holzscheiten.«
»Und warum das?« fragte Steve Rixby.
»Es kann notwendig werden, daß wir die Lamias ausräuchern und ans Tageslicht treiben. Andernfalls werden wir ihnen in ihrem Versteck einen Feuerzauber bescheren. Ich bin ziemlich sicher, daß es sich um eine alte Festung oder einen alten Palast handeln muß. Wollen Sie die Sache übernehmen?«
»Aber natürlich, Professor!« sagte der Engländer spontan. »Ich würde nur vorschlagen, die Wartezeit auf die Hälfte zu verkürzen. Das wären anderthalb Stunden. Sie müssen ja die Hin- und Rückfahrt noch hinzurechnen. Und in zwei Stunden kann viel geschehen.«
»Einverstanden«, sagte Zamorra. »Fahren Sie also bitte los, wenn ich in neunzig Minuten nicht zurück bin.«
»Verlassen Sie sich auf mich«, sagte Rixby und hielt seinem Gast die Verdeckplane am Eingang des Zeltes auf.

Zamorra war Sekunden später in der Dunkelheit verschwunden.

***

Mit raschen Schritten erreichte er die alte Stadtmauer. So schnell er konnte, tastete er sich in der stockdunklen Nacht voran.

Plötzlich stieg ihm ein sonderbarer Duft in die Nase.

Diesen betörenden Geruch kannte er doch!

Ja, das war die richtige Fährte. Das war Nicole Duvals sündiges Parfüm!

Kleines Biest, dachte Zamorra. Nicht nur attraktiv war diese Nicole, sondern obendrein auch noch schlau.

Bald hatte Zamorra die Öffnung in der Mauer gefunden. Er wußte nicht, ob er sofort den Weg durch dieses Loch nehmen sollte. Er ging ein paar Schritte weiter. Die Duftspur am Boden zog sich weiterhin an der Mauer entlang.

Professor Zamorra überlegte schnell. Hatten die beiden Mädchen eine weitere Öffnung im Mauerwerk gefunden? Oder waren sie unverrichteter Dinge umgekehrt und dann durch diese Öffnung gegangen? Falls das der Fall war, würde er ihren zeitraubenden Umweg nachvollziehen.

Und Zeit konnte hier über Leben oder Tod entscheiden.

Die Sache war schnell zu überprüfen. Zamorra zwängte sich durch das Loch in der Mauer und betrat den steinigen Boden auf der anderen Seite. Erleichtert fand er auch hier die Spur von Nicoles Parfüm wieder. Also hatte er sich richtig entschieden.

Er brauchte sich nur an den Verlauf der Parfümspur zu halten.

Aber nach wenigen Minuten hörte diese auf.

»Sacre bleu!« rief Zamorra verärgert aus. Teufel noch mal! Er mußte Nicole und die anderen finden. Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft. War Nicole an dieser Stelle das Parfüm ausgegangen? Oder war an dieser Stelle Schlimmes geschehen?

Zamorra nahm eine Taschenlampe zur Hand und leuchtete die nähere Umgebung ab. Überall Steine und Geröll. Direkt vor sich aber sah er eine mächtige Rundsäule liegen. Ihr Umfang mußte fast zwei Meter betragen.

Zamorra bückte sich und richtete den Lichtschein der Taschenlampe auf einen Gesteinsbrocken, auf den das obere Ende der Säule gestürzt war. Dort gab es einen kleinen Spalt.

Um noch besser sehen zu können, legte sich der Professor flach auf den Bauch. Er konnte jetzt durch den Schlitz sehen und erkannte die Marmortreppe, auf der, wie er sofort wußte, Ted Larryfair und die beiden Mädchen ins Erdinnere gelangt sein mußten.

»Teufel noch mal!« entfuhr es ihm wieder. Die Säule wog mindestens eine halbe Tonne. Seine Körperkräfte waren reichlich bemessen, aber

zum Fortbewegen dieses Steinkolosses würden auch sie nicht ausreichen.

So schnell es ging, suchte Zamorra die weitere Umgebung ab. Er fand nichts, was ihm als Hebel dienen konnte. Kein Baumstamm, nicht der kleinste Ast. Das war eine Wüste aus Geröll und Steinen.

Zamorra sah ein, daß ihm ein Wegrollen der Säule nicht gelingen würde. Die Lamias hatten dieses Hindernis bestimmt erst angebracht, nachdem sie ihre Opfer in ihre Gewalt gebracht hatten.

Es gab nur einen einzigen Ausweg.

Zurück zu Steve Rixby. Der Archäologe war der einzige, der ihm mit den nötigen Werkzeug aushelfen konnte.

Verdammt! Warum hatte er nicht früher an diese Notwendigkeit gedacht? Wieder würden wertvolle Minuten vergehen, bis er zurück war. Zamorra kümmerte sich nicht mehr um die Steine, über die er stolperte. Er lief den Weg nicht zurück. Er raste auf die Mauer zu, flog förmlich durch die Öffnung, lief an der Außenseite der Mauer weiter.

»Rixby!« rief er, noch bevor er das Zelt des Engländers erreicht hatte. Er sah, wie die Zeltplane beiseite geschoben wurde.

»Professor!« rief Zamorra ihm entgegen. »Brechstangen, schnell! Brechstangen und eine Hacke vielleicht!«

Da schoß der Archäologe in Richtung Landrover los. Zamorra sah, wie er die Ladeklappe herunterließ und einige Gegenstände auf die Erde warf.

Der Professor lief ihm entgegen.

»Schnell, kommen Sie!« rief Zamorra. »Jetzt müssen Sie mir doch helfen!«

»Bin schon unterwegs«, meinte der Engländer. Dann reichte er dem Franzosen eine Brechstange von beträchtlichem Ausmaß. Er selbst lud sich eine zweite Stange auf die linke, Hacke und Schaufel auf die rechte Schulter.

Zamorra wollte ihm noch etwas abnehmen. Aber Rixby winkte ab.

»Ich bin das gewöhnt«, sagte der Professor. »Schließlich gehört das zu meinem Job.«

Mit Erstaunen sah Zamorra, mit welchem Tempo der Engländer vor ihm herging. Trotz ihrer schweren Lasten erreichten sie die Maueröffnung in weniger als zwei Minuten.

»Hier hindurch!« sagte Zamorra und ging dem Professor aus England voraus.

Nach zwei weiteren Minuten hatten sie das Hindernis erreicht. Zamorra zeigte auf die Säule.

»Die muß weg«, sagte er nur und hatte die Brechstange bereits angesetzt.

»Und ob die weg muß!« meinte der Engländer zufrieden. Trotz der Gespanntheit, die über dem Geschehen lag, konnte er sich den Stolz

des archäologischen Finders nicht verkneifen. Er sah die Säule vor seinem geistigen Auge schon im Britischen Museum stehen.
Mit gemeinsamen Kräften gelang es den beiden Männern, in kurzer Zeit die Säule wegzurollen. Professor Rixby war trotz der Eile bedacht, möglichst vorsichtig zu Werke zu gehen. Er wollte das kostbare Stück so unbeschädigt wie möglich erhalten.
Ein letzter Ruck, und der schmale Eingang zur Treppe lag frei vor ihnen.
»Da liegt jemand!« rief Rixby plötzlich aus.
Professor Zamorra lenkte den Lichtschein seiner Lampe zur angegebenen Stelle. Da sah er, den jungen Haddur liegen. Es konnte sich nur um den Sohn des Polizeileutnants handeln. Die Ähnlichkeit der Gesichtszüge war nicht zu übersehen.
»Es ist besser, wenn Sie jetzt zurückgehen«, schlug Zamorra vor.
»Wie Sie wollen«, gab der Engländer zurück. »Aber ich lasse auf alle Fälle die Geräte hier.«
»In Ordnung«, sagte Zamorra und stieg die Treppe hinunter. Er hörte nicht mehr, wie der Archäologe ihm »Good luck!« nachrief.

***

Zamorra wußte, daß er Glück brauchen würde. Bis hierher hatten ihn seine überwältigenden magischen Gaben richtig geführt. Aber wie sollte er den Kampf mit den Lamias überstehen?
Zuerst mußte er das Versteck dieser Bestien ausfindig machen.
Und gleichzeitig den Aufenthaltsort der beiden Mädchen sowie der anderen Opfer.
Daß dies keine leichte Aufgabe war, erkannte er sofort bei den gewaltigen Ausmaßen des alten Palastes.
Vom Boden her war jetzt der ausströmende Duft des Parfüms nicht mehr wahrzunehmen. Nur ein leichter Dufthauch in der Luft ließ den Professor ihre Spur noch verfolgen.
So ging auch er also aus dem ersten riesigen Raum durch eine der Türen zur linken Seite. Aber instinktiv wandte er sich noch einmal um. Er hatte keine Schußwaffe bei sich. Er wußte, daß eine Kugel den Lamias nichts anhaben konnte. Diese Hexenweiber sahen zwar aus wie Frauen. Aber ihr menschliches Äußeres war die Folge eines unheimlichen dämonischen Willens. In diesem Falle war es eine Verbindung von Willen und Rachsucht, die aus ihnen noch Menschen aus Materie machte.
Trotzdem wäre es gut, eine Waffe bei sich zu haben. Zumindest, um einen eventuellen Gegner nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen.
Zamorra eilte zurück zur Treppe. Er bewaffnete sich mit einer der Brechstangen und betrat erneut den Eingangsraum. Von dort aus

gelangte er wieder auf den Flur linker Hand.

Es war vollkommen still in diesem steinernen Korridor.

Zamorra durchsuchte ein Zimmer nach dem anderen. Dann ging er den Flur entlang, bis er ans Ende kam. Dort wurde der Gang immer schmaler und wurde schließlich so eng, daß sich ein Mensch gerade noch durch eine Öffnung zwängen konnte.

Ein zweiter Ausgang? fragte sich Zamorra. Er mußte das überprüfen. Nein, die Öffnung schien nur als Luftschacht zu dienen. Auf der anderen Seite war kein Mauerwerk zu entdecken. Trotzdem zwängte sich der Professor durch.

Dann mußte er sich die Nase zuhalten. Wenn das ein Luftschacht war, funktionierte der seit Jahrhunderten nicht mehr. Das war Gestank von Tod und Pest zugleich!

Als Zamorra ein paar Schritte weiterging, sah er die Ursache dieser Pestilenz. Vor ihm lagen die elenden Opfer der Hexen. Einige von ihnen waren schon zu Skeletten geworden.

Es war eine enge Höhle, in die Zamorra geraten war. Er hielt die Luft an, solange seine Lungen das erlaubten. Nach einem letzten schnellen Blick zur Decke der Höhle war Zamorra überzeugt, daß es sich hier doch um einen zweiten Ausgang handelte. Daß man nichts sehen konnte, konnte nicht allein an der nächtlichen Dunkelheit liegen. Der Eingang war mit Sicherheit von den Lamias versperrt und getarnt worden.

Schnell trat Zamorra durch die Öffnung in den Korridor zurück und beeilte sich, den Eingangsraum zu erreichen.

Jetzt galt es, die dritte Tür auszuprobieren, die der Professor beim ersten Eintreten gesehen hatte. Auch er wunderte sich – wie Ted Larryfair vor ihm –, daß sich die schwere Tür ohne die geringste Schwierigkeit öffnen ließ.

Er betrat den zweiten Korridor.

Schnell ging er den gewölbten Gang entlang. Schon war er an der Biegung. Da sah er die anderen beiden Leichen am Boden liegen. Er schätzte, daß es sich um die Brüder des Polizeileutnants handeln mußte.

Linker Hand waren die Zellen der gefangenen Blutopfer zu sehen.

Zwei davon waren offen. Das waren die Zellen der beiden ausgebluteten Männer.

Weit vor ihm öffnete sich plötzlich eine Tür. Stimmengewirr war zu hören. Es waren die zufriedenen Stimmen der Lamias. Sie hatten ihr nächstes Opfer getötet.

Zamorra ahnte das zunächst nur.

Er verschwand in einer der offenen Zellen und drückte sich im hintersten Winkel gegen die dunkle Wand. Jetzt durfte er nicht entdeckt werden. Leise Schritte näherten sich.

Ein Schatten fiel auf die gegenüberliegende Wand des Korridors.
Ein zweiter Schatten. Ein dritter und ein vierter.
Die Lamias!
Zamorra hatte sie zum Greifen nah.
Er war sich der Gefahr bewußt, in der er sich befand. Jetzt brauchte nur eines der Hexenweiber Verdacht zu schöpfen und den Kopf zu wenden. Sie würden mit dem Licht ihrer Kerze die Zelle ableuchten, und es wäre um den Professor geschehen.
Instinktiv umspannte er den kühlen, eisernen Schaft der Brechstange fester. Er würde sich seiner Haut erwehren, so gut es ging.
Auch eine Lamia dürfte sich unter der Wucht eines Schlages mit dieser vielpfündigen Waffe beeindruckt zeigen.
Aber die vier Unheimlichen gingen vorüber. Jede hatte eine Kerze in der Hand. In der anderen Hand trugen sie ebenfalls etwas.
Im schwachen Schein der Kerzen erkannte Zamorra einen leblosen Körper.
Das war der Beweis, daß die Blutbestien auch vor Frauen nicht haltmachten! War dieses Opfer die Schwester des Leutnants?
Sein Herz hämmerte schwer. Jetzt bestand die Chance, Nicole und die anderen zu finden.
Er wartete, bis die Stimmen im Flur verklungen waren. Dann spähte er vorsichtig auf den dunklen Flur. Die Lamias waren verschwunden. Er hatte das gräßliche Loch gesehen, wohin sie ihr neues Opfer bringen würden.
Zamorra raste los. Der Schein seiner Taschenlampe wies ihm den Weg.
Schon hatte er das Zimmer erreicht, aus dem die Lamias mit ihrem letzten Opfer gekommen waren. Er richtete den Lichtkegel ins Innere des Raums. Gähnende Leere. Nur in der Mitte stand ein klotziger, unbehauener Stein. Der Richtblock der Hexen, durchfuhr es Zamorra. Der Blutaltar der blutdürstigen Lamias!
Wieder eine leere steinerne Höhle.
Der Professor drang in das nächste Gewölbe ein. Da sah er Ted Larryfair liegen. Es konnte nur der Assistent Rixbys sein.
Und noch einmal zehn schnelle Schritte. Schritte, deren Tempo die Furcht und die Sorge diktierten.
Ein Grabraum für Lebende. Eine kalte Höhle, eine Gruft aus Stein und Blut.
Zwei von den unheimlichen Steinblöcken waren hier untergebracht.
Zwei Menschen lagen darauf. An Händen und Füßen gefesselt.
Sie waren keineswegs unheimliche Gestalten. Aber sie sahen unheimlicher aus als die kalten klobigen Steinblöcke, die den Hexen als grausames Werkzeug für ihre Blutopfer dienten.
Zwei Menschen, deren nackte Oberkörper und Schultern von hundert

Kratzwunden gezeichnet waren.
Nicole Duval und Pamela Rixby.

***

Professor Zamorra mußte sich beeilen. Zunächst erlöste er die Mädchen von ihren Fesseln. Die Lamias hatten dicke Schnüre verwendet, eine Art Wäscheleine, die tiefer als jeder Lederriemen ins Fleisch einschnitten.
Schnell löste Zamorra diese Fesseln von den Händen und Füßen.
Pamela Rixby war wach und stöhnte leise auf. Nicole Duval hingegen war durch den Schock der grauenhaften Behandlung in einen Dämmerzustand hinübergeglitten.
Behutsam hob der Professor die Mädchen von den Steinblöcken.
Fieberhaft begann er, die wunden Stellen an den Hand und Fußgelenken zu massieren, damit das Blut wieder in Gang kam.
Dann verknotete er die Kleiderfetzen der Mädchen über den Schultern, um Nicoles und Pamelas Blößen zu bedecken. In ihrer Wut und Gier hatten die Lamias die Blusen der jungen Mädchen in viele Streifen gerissen.
Zamorra sah auf die Uhr. Er hatte höchstens noch drei Minuten.
Dann würden die Lamias zurück sein.
Pamela war so weit wiederhergestellt, daß sie Nicole stützen konnte. Sie hockte sich auf den Boden neben der Französin und lehnte deren Kopf an ihre Brust.
Zamorra lief zurück, um auch Ted Larryfair von seinen Fesseln zu befreien. Teds Wunden waren nicht ganz so gräßlich wie die der beiden Mädchen.
Aber auch er stöhnte vor Schmerzen auf, als sich die Stricke von den roten Striemen auf seiner Haut lösten. Zamorra konnte nicht vermeiden, daß kleine Hautfetzen dabei gelöst wurden.
»Kommen Sie, Ted«, sagte Zamorra. »Stützen Sie sich auf mich. Ich führe Sie zu Pamela.«
»O Gott, sie lebt?« fragte der junge Engländer. Diese Mitteilung gab ihm augenblicklich neuen Lebensmut. »Ich habe eine Frau schreien hören, Professor. Es war so grauenhaft, und ich konnte mir nicht einmal die Ohren zuhalten.«
»Die Lamias haben die Schwester des Polizeileutnants getötet«, sagte Zamorra. »Aber keine unnützen Worte jetzt. Wir müssen uns beeilen.«
Er richtete den Körper des gemarterten Mannes auf und half ihm von dem Steinblock herunter. Dann stützte sich Ted schwer auf den Professor und hinkte neben ihm her. Die Beine versagten ihm nach wenigen Schritten den Dienst. Das Blut hatte sich durch die starke Fesselung so gestaut, daß es nur langsam wieder in Bewegung kam.
Endlich hatten sie den nächsten Raum erreicht.

»Schnell«, sagte er zu den Mädchen. »Die Dunkelheit wird uns helfen. Die Lamias haben nur ein paar Kerzen zur Verfügung. Aber sie werden die Gefahr sofort erkennen, wenn sie euch nicht auf den Marterblöcken liegen sehen. Ihr müßt die Prozedur noch einige Minuten über euch ergehen lassen.«

Nicole war inzwischen zu Bewußtsein gekommen. Wie von weit her vernahm sie die Worte des Professors. Mit den mechanischen Bewegungen einer Schlafwandlerin ging sie auf den Steinblock zu und versuchte, sich darauf zu legen. Aber ihre Kräfte versagten.

Der Professor mußte hinzuspringen und sie stützen.

Pamela schaffte es aus eigener Kraft, zu ihrem Block zurückzugehen und sich darauf niederzulassen.

»Hört gut zu«, ermahnte Zamorra die Mädchen. »Ich werde mich mit Ted zu beiden Seiten der Tür aufstellen. Wir können nur darauf vertrauen, daß die Lamias beim Eintreten nicht sofort das Fehlen der Fesseln bemerken. Sobald ich die Taschenlampe wieder einschalte, springt ihr von den Steinblöcken und kommt auf die Tür zu. Ich werde Nicole zu Hilfe kommen, und Ted wird Pamela helfen. Werden Sie es schaffen, Ted?«

»Ja«, sagte der Engländer. »Ich bin schon wieder ziemlich klar.«

»Gut«, meinte Zamorra. »Dann gilt es nur, dem Ansturm der Lamias zu widerstehen. Sie werden versuchen, die Tür aufzubrechen. Wir werden uns mit aller Kraft, die uns zur Verfügung steht, von außen gegen die Tür lehnen, bis ich mit dieser Brechstange den Boden aufgeschlagen habe. Sobald wir die Stange in den Boden getrieben und als Hebel gegen die Tür angesetzt haben, dürften wir die Lamias zunächst in Sicherheit haben. Alles klar?«

Sie hatten seinen Plan genau verstanden.

Der Professor nahm die Brechstange zur Hand, die er an die Wand gelehnt hatte. Dann knipste er die Taschenlampe aus.

Genau in diesem Augenblick wurden Stimmen laut, und aus der Ferne des langen Korridors waren leise Schritte zu hören.

Jetzt mußte das Glück dem Professor hold sein. Nur eine Minute lang. Wenn die Lamias den Raum betreten würden, in dem Ted Larryfair gelegen hatte, wäre alles verdorben.

Eine bange Minute verging. Das Stimmengewirr kam näher. Zamorra konnte hören, wie eine der Lamias etwas vom Mädchen des Professors sagte. Damit konnte sowohl Pamela als auch Nicole gemeint sein.

Also sollte eines der beiden Mädchen das nächste Opfer der Hexen sein.

Kommt nur herein, dachte er. Wir sind bereit.

»Aufpassen jetzt!« sagte er leise, als neben ihm die Türklinke leise knackte.

***

Erst fiel ein blasser Lichtschein in den Raum. Dann traten die vier Lamias ein. Sie waren ihrer Sache vollkommen sicher und konnten die Gefahr nicht ahnen.

Zunächst bemerkten sie nichts. Langsam gingen sie auf die Mitte des Raumes zu, wo die klobigen Marterblöcke standen.

Und dann gab Hiara einen schrillen, markerschütternden Schrei von sich.

Zamorra ließ den Lichtschein seiner Taschenlampe aufblitzen. Im nächsten Augenblick war er bei Nicole und half ihr von dem Steinblock herunter.

Mit einem schnellen Blick vergewisserte er sich, daß Ted bei Pamela war.

Das alles ging in wenigen Sekunden vor sich. Zamorra nutzte das Überraschungsmoment klug aus. Während er Nicole zur Tür führte, hielt er die Brechstange unter den Arm geklemmt. Mit der anderen Hand ließ er die Taschenlampe rotieren.

Der grelle Lichtkegel tanzte von einem Hexengesicht zum anderen.

Die Lamias brachen in wilde Schreie aus. Zamorra sah, wie sich Clea und Irina die Hände schützend vors Gesicht hielten.

Das ließ ihm und Ted genügend Zeit, sich und die Mädchen in Sicherheit zu bringen.

In weniger als zehn Sekunden hatten sie den Flur erreicht und ließen die schwere Tür krachend ins Schloß fallen.

Da hatten sich die Lamias vom ersten Schreck der Überrumpelung erholt.

Zamorra sah, wie sich die Türfüllung bewegte. Mit übermenschlichen Kräften drückten die Lamias von innen gegen den schweren Koloß und versuchten die Tür zu sprengen.

»Aushalten!« rief Zamorra den beiden Mädchen und Ted zu. »Lehnen Sie sich mit aller Gewalt gegen die Tür, und halten Sie durch!«

In fieberhafter Eile stieß er die Brechstange in den steinernen Boden. Es gelang ihm, ein paar kleinere Brocken aus dem harten Stein herauszuhauen.

Dann hatte die Stange festen Halt. Etwa fünf Zentimeter saß sie fest in ihrer Verankerung. Zamorra hatte das spitze Ende der Stange in den Boden gerammt. Nun lehnte er die Stange in einem spitzen Winkel gegen die Tür.

Fürs erste waren die Lamias gefangen. Zamorra hatte sich vergewissert, daß es in dem Folterraum keinen zweiten Ausgang gab.

Er war sich aber auch sicher, daß die Lamias auf jeden Fall einen Ausbruch versuchen würden. Sie waren sich ihrer Lage klar bewußt.

Und sie mußten, genau wie Zamorra und die anderen, die Geräusche hören, die in dieser Sekunde über ihnen einsetzten. Zamorra atmete auf. Das mußte Haddur mit seinen Leuten sein.

Professor Rixby hatte richtig gehandelt, nachdem er den grauenhaft mißhandelten Leichnam des jungen Achmud Haddur gesehen hatte. Ohne zu zögern und ohne die vereinbarte Zeit einzuhalten, war er sofort in die Stadt gefahren und hatte Haddurs Leute zusammengetrommelt.

Zamorra überlegte den nächsten Schritt.

Er konnte Ted und die beiden geschwächten Mädchen nicht allein zur Bewachung der Tür zurücklassen. Aber er mußte den Leutnant verständigen und den Beamten den Weg zeigen. Er teilte das den anderen mit.

Die Türfüllung spannte und bog sich noch immer. Die Lamias gaben ihren Ausbruchsversuch nicht auf.

»Die Fackel!« rief Nicole Duval plötzlich.

»Was für eine Fackel?« rief Zamorra zurück.

»Ich hatte eine Fackel, drüben im zweiten Flur. Eine der Lamias muß sie ausgetreten haben. Aber bestimmt liegt sie noch dort. Wenn wir die Fackel hier hätten, würden sich die Hexen nicht herauswagen.«

»Aber Sie sind zu schwach, die Stellung hier zu halten«, gab Zamorra zurück. »Ich glaube, von uns allen bin ich zumindest im Augenblick noch der Kräftigste. Wer von Ihnen traut sich zu, den Weg allein zurückzulegen?«

»Ich werde gehen«, sagte Pamela.

»Gut. Hier, nehmen Sie meine Taschenlampe. Wir werden es schon einige Minuten im Dunkeln aushalten. Seien Sie vorsichtig, obwohl wir sicher sind, die vier Lamias in bestem Gewahrsam zu haben.«

»Ich beeile mich, so gut es geht«, sagte Pamela, nahm die Lampe des Professors und stolperte los.

Drei bange Minuten vergingen. Aber dann kehrte das Mädchen zurück. Sie hatte die Fackel tatsächlich gefunden.

Schnell griff der Professor zu seinem Feuerzeug und ließ das Bündel aus Pech aufflammen.

Er übergab die Fackel an Ted, nahm Pamela die Taschenlampe wieder ab und machte sich selbst auf den Weg.

Professor Rixby wartete mit Achmud Haddur und dessen Leuten vor dem Eingang neben der mächtigen Säule.

***

Der nächste Schlachtplan war schnell entworfen.

»Wir müssen alles in Betracht ziehen, Leutnant«, sagte Zamorra auf Englisch und hoffte nur, daß der Mann ihn verstand. »Es gibt einen zweiten Ausgang, den zumindest ein paar Ihrer Beamten besetzen sollten. Nach meiner Schätzung müssen wir das Ende des zweiten Korridors etwa hundert Meter in dieser Richtung suchen.«

Zamorra zeigte nach Westen, dann deutete er auf fünf Beamte.

Leutnant Haddur hatte ihn verstanden. Er rief ein paar Befehle in türkischer Sprache. Die Männer entzündeten Fackeln und machten sich auf den Weg.

Auch die anderen zündeten ihre Fackeln an und folgten gemeinsam mit Professor Rixby dem Franzosen.

Als sie bei Ted und den beiden Mädchen ankamen, atmete Zamorra auf. Es war inzwischen nichts geschehen.

Außer einer Kleinigkeit, wie Ted Larryfair meinte.

»Sie haben es aufgegeben«, sagte er. »Seit einer Minute haben sie sich von der Tür zurückgezogen.«

»Dann werden wir sie gründlich ausräuchern«, sagte Zamorra grimmig. »Ted, nehmen Sie die beiden Mädchen in Ihre Obhut. Sie halten sich jetzt zurück. Das andere ist meine Aufgabe.«

Zamorra sah sich um. Es war ein spannungsgeladener Augenblick.

Wie in der Stille eines Schlachtfeldes kurz vor dem Sturm.

»Fertig?« fragte er Achmud Haddur.

Der winkte seinen Männern zu, und das war das Zeichen zum Angriff.

»Los!« rief Zamorra und stürmte als erster in die Folterkammer. Er war nur mit einer Fackel bewaffnet. Die Brechstange würde er nicht mehr brauchen.

Er stürmte bis in die Mitte des Raumes.

Dann blieb er fassungslos stehen. Fassungsloser, als es die Lamias waren, als sie zwei Personen zuviel vorgefunden hatten.

Zamorra aber fand vier Hexen zuwenig.

Die Lamias waren verschwunden!

***

»Das ist doch unmöglich!« entfuhr es Zamorra. »Acht Augen haben die Lamias hier eintreten sehen! Und wir haben sie hinter der geschlossenen Tür gefangengehalten! Ein zweiter Ausgang ist nicht vorhanden!«

»Doch«, sagte Leutnant Haddur nur.

Professor Zamorra ließ die Blicke über die kahlen steinernen Wände schweifen.

Es gab nur ein paar ganz schmale Ritzen, keine größeren Öffnungen, durch die ein Mensch hätte verschwinden können.

»Sehen Sie selbst, Leutnant«, sagte Zamorra, »die Lamias sind zwar dämonische Wesen, aber sie sind auch Menschen aus Fleisch und Blut. Sie würden sich niemals so klein machen können, um durch eine dieser Ritzen zu verschwinden.«

»Das gebe ich zu«, sagte Achmud Haddur. »Aber die Hexen haben einen anderen Weg genommen.«

Zamorra umklammerte das Amulett auf seiner Brust. Würde es ihm

gar nicht weiterhelfen? Sollte seine geheimnisvolle Zauberkraft ihn hier verlassen? Kurz vor dem Ziel? Nachdem es ihn so sicher von Frankreich bis hierher geführt hatte?

Da plötzlich kam ihm die Erleuchtung. Durch die Wände konnten die Lamias nicht verschwunden sein. Und was gab es außer den anwesenden Personen hier in dem Raum? Doch nur die beiden gewaltigen Steinblöcke, die den Lamias als furchtbare Blutaltäre dienten!

Zamorra zeigte auf einen der Blöcke.

»Meinen Sie diesen Weg?« fragte er den Polizeileutnant.

»Es kann keinen anderen geben, Professor«, erwiderte Achmud Haddur. »Unter einem der beiden Blöcke muß sich ein Ausgang befinden. Und ich fürchte, das wird ein hartes Stück Arbeit für uns werden.«

»Das glaube ich auch«, sagte Zamorra. »Vor allem verlieren wir sehr viel Zeit dabei. Die Lamias können inzwischen den Ausstieg nach oben erreicht haben.«

»Das brauchen wir nicht zu befürchten«, sagte der Leutnant. »Meine Leute sind dort sicher postiert, und jeder von ihnen ist mit zwei brennenden Fackeln ausgerüstet. Das gibt einen ganzen Wall von Flammen und Rauch. Kein Vampir würde sich in diese Flut von Hitze und Feuer wagen. Nein, ich bin sicher, daß sich die Lamias in dem Schacht dort unten aufhalten.«

»Dann wollen wir uns beeilen, Leutnant. Haben Sie genügend Brecheisen zur Verfügung?«

»Professor Rixby hat dafür gesorgt.«

Achmud Haddur rief seinen Männern ein paar Worte zu. Die Beamten verließen den Raum und kehrten mit einer Anzahl von Brecheisen zurück.

Es wurde wirklich ein hartes Stück Arbeit. Der massive Steinblock mußte mehrere Tonnen wiegen. Auf dem harten Steinboden rutschten die Brecheisen oft ab, so daß es überaus schwer war, sie unter den Steinblock zu treiben. Unglaublich war die Kraft, mit der den Lamias das Fortrücken dieses Kolosses gelungen war.

Als nach mehr als einer halben Stunde der Block um weniger als drei Zentimeter fortgerückt war, stand allen der Schweiß auf der Stirn. Nur unter Aufbietung aller Kräfte war den Männern dieses fast übermenschliche Werk gelungen.

Und dann mußten sie sehen, daß sie den falschen Block bewegt hatten!

Erneut mußten sie sich an ihre mörderische Arbeit machen. Die Zeiger der Uhren liefen Kreis um Kreis. Mehr als eine Stunde verging, bis unter ihnen schließlich die Öffnung eines Schachtes sichtbar wurde. Aber noch immer konnte sich keiner der Männer durch den

entstandenen Spalt zwängen.
Und nochmals verging wertvolle Zeit. Dann endlich war der wuchtige Steinblock so weit zur Seite gerückt, daß die Beamten in den Schacht steigen konnten.
Auch von hier aus führten Steinstufen hinunter in den kellerartigen Gang. Professor Zamorra stieg als erster hinunter. Ihm folgten Achmud Haddur, dann Rixby und schließlich die Beamten.
In diesem Augenblick mußte Zamorra an seinen Freund in Amerika denken. Was würde der wissenschaftlich geschulte und nüchterne Bill Fleming zu diesem Fall sagen? Zamorra war sicher, daß der Mann, der alles unter dem Aspekt des wissenschaftlich Exakten sah, spätestens hier klein beigeben müßte. Wie schafften es vier Frauen, in kurzer Zeit einen Steinblock von mehreren Tonnen zu bewegen, wozu ein Dutzend Männer fast zwei Stunden gebraucht hatten?
Der Professor bedauerte, den Freund bei dieser Dämonenjagd nicht bei sich zu haben.
Der steinerne Korridor führte nach links. Er hatte eine starke Neigung, ein Gefälle von mindestens zwanzig Prozent. Wahrscheinlich war dieser Gang einmal als Wasserleitung benutzt worden. Das ließ sich jetzt nicht mehr feststellen.
Etwas anderes aber wußte Zamorra von der ersten Sekunde an mit Sicherheit. Nach dem Verlauf des Ganges zu urteilen, stellte er eine Verbindung zu dem zweiten Korridor auf der linken Seite dar! Also war es auch sicher, daß er irgendwann auf diesen Korridor stoßen würde. Vielleicht gab es sogar eine Verbindung zu jener widerlichen Höhle, in der Zamorra die Reste von Leichen gefunden hatte.
Zunächst ging es zügig voran. Nach wenigen Minuten aber mußte die kleine Truppe sich einem weiteren Hindernis stellen.
Plötzlich wurde den Männern der Weg versperrt! Es gab keinen Zweifel, daß der Gang an dieser Stelle von den Lamias zugeschüttet worden war. Entweder hatten sie die Seitenmauern gesprengt, oder sie hatten einfach Teile der oberen Mauer in den Schacht stürzen lassen.
Achmud Haddur fluchte in allen türkischen Dialekten vor sich hin.
Wieder verloren sie kostbare Zeit!
Es blieb dem Leutnant nichts anderes übrig, als einige seiner Leute nochmals zurückzuschicken.
»Hacken und Schaufeln!« rief er ihnen zu. Dann mußte er mit Zamorra und Steve Rixby warten.
Die wenigen Minuten bis zur Rückkehr der Beamten erschienen den tatendurstigen Männern wie eine Ewigkeit.
Endlich kamen die Männer zurück.
Sofort begann ein letztes beschwerliches Stück Arbeit. Da der Gang nicht allen Männern Platz bot, wurde in Schichten gearbeitet.
Je vier der Beamten schlugen mit spitzen Hacken auf den Steinberg

vor sich ein. Die anderen waren damit beschäftigt, die losgebrochenen Steinbrocken und Mauerteile mit Hilfe von Schaufeln weiter zurück in den Gang zu befördern.

Das Hindernis schien endlos zu sein.

Und mit der Zeit verflog auch die Nacht. Zamorra erkannte das nach mehr als zwei Stunden schwerster Arbeit. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst mit anzufassen. Mit grimmigen Schlägen einer Spitzhacke schlug er auf den fast unüberwindlichen Berg von Geröll und Steinen ein, der vor den Männern aufgetürmt war.

Dann hörte er den schrillen Angstschrei der Lamias.

Da wußte er, daß ihn nur noch wenige Meter von den blutgierigen Hexen trennen konnten.

Sie mußten den Ausstieg versucht haben. Die Beamten hatten inzwischen die Hälfte der Fackeln gelöscht, um sich genügend Sauerstoff zu erhalten.

Jetzt spürten die Männer, die mit den Hacken beschäftigt waren, wie der Rest des Steinberges vor ihnen nachgab.

Noch ein paar kräftige Schläge, und der Durchbruch war geschafft.

Die Lamias heulten auf, als sie die Männer mit den Fackeln auf sich zukommen sahen.

***

Zamorra winkte die vorderen Beamten zu sich heran. Durch eine Armbewegung forderte er sie auf, ihre Fackeln gegen die Lamias zu schleudern.

Wie glühende Pfeile flogen die rauchenden Fackeln den Lamias entgegen.

Jetzt war die Todesangst unter ihnen ausgebrochen. Sie sahen sich zwei Wänden von Feuer und Rauch gegenüber. Es gab kein Entrinnen für sie.

Zamorra ergriff die Fackel eines Beamten und stieg durch die Öffnung des beseitigten Hindernisses. Dann stand er Clea gegenüber.

Er ging auf sie zu. Die Männer folgten ihm.

Immer weiter wichen die Lamias zurück.

Zamorra sah, wie sich Irina, die jüngste der Schwestern, in den anderen Korridor flüchten wollte.

»Mehr Fackeln!« rief er Achmud Haddur zu.

Schnell waren die restlichen Fackeln wieder entzündet. Zamorra ließ sie sich zureichen. Eine nach der anderen schoß er auf die Lamias ab. Zuerst traf er die flüchtende Irina. Die Glut der Fackeln fraß sich in das lange purpurne Gewand.

Mit einem Aufschrei stürzte die Lamia zu Boden. Dann schlug eine lodernde Flamme über ihrem Körper auf, und im nächsten Augenblick war nur noch ein Häufchen glühender Asche an ihrer Stelle.

Immer mehr Feuerlanzen flogen den Lamias entgegen.

Ana und Clea ereilte das gleiche Schicksal wie ihre jüngste Schwester.

Unter Todesgebrüll stürzten sie im Feuerregen der Fackeln zusammen und verbrannten innerhalb von wenigen Sekunden.

Hiara war die wendigste der vier Lamias. Sie hatte den Stollen erreicht, der den Ausgang nach oben bildete.

Jetzt hoffte Zamorra nur, daß die übrigen Beamten Achmud Haddurs auf dem Posten waren.

Die letzte der Lamias stieg, von Panik und Todesangst gepackt, mit erstaunlicher Geschwindigkeit in dem Aufstiegsschacht hoch.

Zamorra erreichte den unteren Einstieg erst, als die Hexe fast oben war.

Da hörte er den markerschütternden Schrei, den Hiara ausstieß.

Die Lamia hatte das freie Gelände erreicht. Und vor ihr hing der glutrote Ball der Sonne, die über dem Schwarzen Meer aufgegangen war.

Zamorra sah, wie sich die Hände Hiaras von den Stufen lösten.

Dann stürzte der Körper der Lamia leblos durch den Schacht. Das Licht des Tages, die feurige Sonne hatte sie geblendet und ihr Leben ausgelöscht.

Direkt neben Zamorra schlug ihr Körper auf und wurde zerschmettert.

***

Achmud Haddur hatte alle Hände voll zu tun. Es war eine schreckliche Ernte, die er in dem unterirdischen Palast abhalten mußte.

Seine Beamten trugen die Leichen seiner zwei Brüder, seines Sohnes und seiner Schwester durch den Korridor und luden sie auf Professor Rixbys Landrover.

Dann waren Nicole Duval, Pamela und Ted an der Reihe. Professor Rixby hatte an Kissen und Decken gedacht. So lagen die gräßlich Zugerichteten einigermaßen bequem auf dem Lastwagen, als man sie ins nächste Krankenhaus brachte.

Drei Ärzte taten ihr Bestes, um die zahlreichen Kratz- und Bißwunden zu säubern und zu heilen.

Nach zwei Tagen hielt es Nicole nicht mehr aus. Sie wollte zurück nach Frankreich.

Leutnant Haddur stand mit zwei seiner Beamten an der Bushaltestelle, als Nicole mit ihrem Professor abfahren wollte. Das Grauen der letzten Tage stand ihm noch im Gesicht geschrieben. Aber er lächelte die junge Französin an.

»Nun sterben die Haddurs doch nicht aus«, sagte er. »Und ich werde

mir wieder eine Frau nehmen.« Dabei sah er Nicole ganz unverhohlen an.

Da legte Professor Zamorra einen Arm um seine junge Sekretärin und schob sie behutsam auf den wartenden Bus zu.

»Sie finden bestimmt eine hübsche Türkin«, sagte Zamorra zum Abschied und winkte dem jungen Leutnant zu. Ganz richtig. Dem jungen Leutnant. Weil dieser sein zweites Leben erhalten hatte.

***ENDE***